

## Gleim und die Seinen.<sup>1</sup>

Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der deutschen Anacreontiker.

Von Dr. Maximilian Runze, Berlin.

### I.

Es war zu Halle im Jahre 1838.

Der Kanzler der Universität, Ludwig, hatte einen jungen unbemittelten Studenten herangezogen, der ihm ein Verzeichnis seiner zahlreichen Bücher fertigen sollte. Der Verzeichner kam auf den Gedanken, zum Unterhalt seiner Studien selber einen Bücherhandel zu betreiben. Dies trieb ihn in die Buchläden. Im Rengerschen Laden besah er eines Tages die ausgelegten Bücher, als lebhaft ein junger Mann eintrat und fragte: „Haben Sie Bodmers Gedanken über die Beredsamkeit?“ — Er tat sehr peinlich auf das „Nein“ des Buchhändlers hin und bat, sie ihm zu besorgen. Bei der Auskunft, daß dieselben nicht mehr zu beschaffen seien, legte sich der Student und Antiquarius ins Mittel mit den Worten: „Ich habe sie!“ Jener, gleichfalls ein Bruder Studio, ging mit ihm nach Hause, und von Stunde an wurden beide Herzensfreunde.

„So knüpften“, erzählt W. Körte, „die Musen das Band der ewigen Freundschaft zwischen Uz und Gleim (dem Studio-Antiquar). Mit ihnen verbanden sich Rudnick aus Danzig und Nicolaus Götz aus Worms.“

Der dreißigjährige Krieg hatte einst für die Entwicklung unserer Nationalliteratur die verderblichsten Folgen gehabt Nicht nur, daß tüchtigere Kräfte der Zeit nicht zu voller Wirksamkeit, ja nicht einmal zur genügenden Ausreifung gelangen konnten, wie sich von Angehörigen der Opitzschen Schule, in manchen Punkten sogar von Opitz selbst behaupten läßt: sondern auch die Überlieferung des noch im XVI. Jahrhundert so reichen Dichterlebens — dargestellt durch Hans Sachs, einen Luther, einen Fischart — schien abgeschnitten; geschweige, daß von den früheren farbenprächtigen Dichtungsblüten des Mittelalters noch ein merklicher Duft herübergeweht wäre.

So folgte die Zeit eines tiefen — nach Goedeke des tiefsten — Verfalls. Denn, wo die Form das ihre verlangte: völlige Geschmacklosigkeit, ja Formverdrehung bis zum tollsten Übermaß war herrschend geworden. Statt des Inhalts aber galten Hohlheit und Gehaltlosigkeit Es waren die Lohenstein und Genossen, die ohne rechte Beachtung des Lebens und der Erfahrung, ohne Bewußtsein für das Ideale sonder Geist und Kritik ihre langen und breiten Werke der Menge bieten durften.

[388] Zwar wurde Opitz nicht ganz vergessen. Sein Einfluß reichte doch weiter. Was rechte Auffassung der Poesie selbst und Reinheit ihrer Form betraf, so blieb seine Lehre teilweise auf lange hin maßgebend, — galt er doch immerhin als „Vater der Dichtkunst“.

Aber trotzdem blieben manche Poeten noch gar sehr im Lohensteinischen und dem ihm verwandten Kunstsinn befangen, wie teilweise sogar Wieland, — wie die sogenannten „deutschen Anacreontiker“.

Opitz hat neben seinen unsterblichen Leistungen auf dem Gebiete der Metrik und der Sprachkorrektheit noch das besondere Verdienst, daß er durch Einführung und teilweise Nachahmung der besseren Literatur fremder Völker die deutsche Poesie zu heben versuchte. Er arbeitete mit Fleiß an fremdländischer Autoren Werken<sup>2</sup> und griff auf das klassische Altertum zurück.

---

<sup>1</sup> ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE. 1907/1908. 11. Jahrgang Heft 10 und 11, Januar/Februar 1908.

<sup>2</sup> Z. B. Übersetzungen von Hugo Grotius „Wahrheit der christlichen Religion“ und anderer Niederländer (so auch von Barclays Argenis). Vor allem ist seine Übersetzung von Sophokles zu nennen. Beachtenswert sind seine Forschungen über sarmatische und dazische Altertümer. Auch edierte er den Lobgesang auf den heiligen Anno.

In zwiefacher Weise gewöhnte man sich seitdem an eine Nachahmung des Auslandes, indem man das klassische Altertum wieder aufleben ließ und andererseits die Werke der zeitgenössischen Fremden zum Vorbild nahm.

Dies ist bezeichnend für die deutsche Dichtung in dem zweiten Viertel des XVIII. Jahrhunderts. Spanische und italienische Poesien wurden kopiert und in noch höherem Maße die der Franzosen und der Engländer. Mehr von den Franzosen abhängig dichtete Hagedorn, an die Engländer vorwiegend sich anlehnend Haller. Letzterer zumal versuchte, „kühn und kräftig“<sup>3</sup>, die deutsche Poesie zu edlerem Schwunge zu erheben, insbesondere bestrebt, sie wieder mit dem fast erstorbenen altklassischen Geiste zu befruchten.<sup>4</sup>

Welche Seite der deutschen Dichtung sollte nun diese Nachahmung\* der Romanen, der Engländer, der alten Klassiker ersetzen? Man hat wohl gemeint: den alten Minnegesang!<sup>5</sup> Aber nicht nur war die Weise des Minnegesanges ganz abhanden gekommen, sondern es gebrach überhaupt an jeglicher echten volkstümlichen Lyrik.

Zur Belebung einer leichteren, etwa dem Minnegesang vergleichbaren Lyrik sollte jene „Nachahmung“ beitragen.

So verfiel man darauf, sich die anmutigen kleineren Lyriker der Griechen zum Muster zu nehmen, unter ihnen namentlich den Anacreon, — ohne dabei nach der Echtheit der unter diesem Namen überlieferten Gesänge viel zu fragen.

Anakreontische Lieder zu übersetzen oder in ihrer Art zu dichten, waren schon früher vereinzelt Versuche gemacht worden. In diesem Sinne ist Opitz selbst zu nennen, der nicht nur eine anakreontische Ode übertragen hat, sondern auch nach Anacreon — freilich in Alexandrinern — dichtete.

Sodann ein Weckherlin und Abschatz<sup>6</sup>. Doch machten diese Versuche nicht Schule. Sie waren mehr in der Art des kräftigeren und wohlfließenden deutschen Volksliedes gehalten, so daß erst nach dem fast völligen Verschwinden desselben jene leichteren Nachahmungen der vermeintlichen anakreontischen Leyer den zu weiterer Verbreitung erforderlichen Beifall gewannen.

Weit mehr können wir als deren Vorläufer Hagedorn<sup>7</sup> bezeichnen; aber auch nur zum Teil. Wohl finden wir in seiner heiteren Dichtungsweise, entsprechend dem unumwölkten Frohsinn seiner ganzen Lebensauffassung, ein für das Programm der anakreontischen Gruppe maßgebendes Bestandteil vor. Ja, auch Hagedorn hat nach der Weise der Anakreonten gedichtet und dem Anacreon zugeschriebene Gesänge übertragen.<sup>8</sup> Indes erstreckt sich [389] seine Vorläuferschaft nur auf vereinzelt Versuche dieser Art, die bis auf das Jahr 1729 zurückreichen. Mit dem Schwergewicht dieses seines Dichtens fällt er in etwas spätere Zeit, sodaß sogar von einer Gefolgschaft seinerseits den Gleim, Uz, Götz

<sup>3</sup> Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, I, 213.

<sup>4</sup> J. Hillebrand, „Die Deutsche Nationalliteratur etc.“ I, 53.

<sup>5</sup> Eichendorff, a. a. O., 226.

<sup>6</sup> Abschatz hält sich zwar für seine Nachbildungen enger an die Italiener; indes auch die späteren „Anakreontiker“ sind in ihrer Wiedergabe Anakreons durchaus abhängig von der Manier seiner romanischen Interpreten. Später, Anfangs des XVIII. Jahrhunderts, übertrug Menke einzelnes aus dem Anacreon, sowie Hudemann, Gottsched, D. W. und C. E. Triller; letzterer übertrug zuerst den ganzen Anacreon.

<sup>7</sup> Vergl. auch Goedeke, „Elf Bücher deutscher Dichtung“, I, 521 und Danzel, „Lessing, sein Leben und seine Werke“, I, 125.

<sup>8</sup> Poetische Werke, herausgegeben von Eschenburg, Bd. III. Vergl. Anmkg. 5.

gegenüber zu sprechen wäre. Seine eigentliche Sammlung anakreontischer Versuche erschien erst 1747. Hagedorns eigentliche Muster hierfür waren die Franzosen.<sup>9</sup> In Frankreich nämlich blühte damals schon seit geraumer Zeit die lyrische Poesie à la Anacreon, wohl besonders angeregt durch Übersetzungen eines de la Fosse, der Mdme. Dacier und anderer. Hagedorn für seinen Teil war besonders beeinflußt durch Lyriker wie Chapelle, Chaulieu, La Fare, Grécourt, Mdme. Bernard,<sup>10</sup> wie dies seine vielen Nachbildungen von Poesien der Genannten zeigen.<sup>11</sup>

Übrigens war Hagedorn zu sehr selbst Dichter, als daß er, sei es in der französischanakreontischen, sei es in Anacreons eigener oder doch unter seinem Namen überlieferten Manier hätte befangen bleiben können. Seine anakreontischen Versuche tragen darum durchaus das Gepräge erfrischender Freude und erheiternden Lächelns.

Hagedorn war auch der ernsteren Ode, wie sie zumal in England derzeit gepflegt wurde, durchaus nicht abgeneigt, nur daß er weniger in dieser Weise selbstschöpferisch war.<sup>12</sup> Er hielt sich eben besonders an die Dichtungsweise der Franzosen. Auch den Italienern war er nicht in besonderem Grade zugewandt; er äußert sich darüber:<sup>13</sup> „Ich zweifle, ob viele Italiener, wenn man die einzigen Venetianer ausnimmt, in ihren Liedern so fein, so natürlich und so glücklich sind, als die Franzosen“.

Es hätte um die späteren deutschen Anakreontiker besser gestanden, wenn sie, statt Gleim und die Seinen nachzuahmen, die gesamte dichterische Größe Hagedorns und Hallers auf sich hätten einwirken lassen. Freilich hätten sie auch bei einem Hagedorn nicht stehen bleiben dürfen.

Jener ernsteren Auffassung im Sinne der Engländer kam nun Haller nahe. Er scheint überhaupt unter den Dichtern aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts die Aufgabe gehabt zu haben, die deutsche Dichtung mit der gediegeneren Poesie der Engländer zu beleben; daneben freilich auch besonders, wie erwähnt, mit dem Geist echter Klassizität, — weshalb auch er zumal auf einen der gehaltvolleren unter den Lyrikern des Altertums hinwies: auf Horaz.

Bis zu einem gewissen Grade galt nun Hagedorn für die entstehende Anakreontik als eine Autorität; leider aber nahm man ihn nur von seiner schwächeren Seite. Hier sei noch folgende Bemerkung gestattet. Die Einwirkung der französischen Poesie auf die deutsche war seit dem Niedergang des Deutschtums im dreißigjährigen Kriege eine bedeutende. Die tändelnde, lockere Romantik des überlebten französischen Rittertums und die eben daher stammende süßliche Schäferpoesie beherrschten den deutschen Geschmack auf lange Zeit. Und kritiklos hatten deutsche Dichter etwa vom Schlage Lohensteins sich jene Einwirkung gefallen lassen.

Nicht ganz kritiklos dagegen arbeitete eben Hagedorn<sup>14</sup> mit entschiedener Kritik Haller, der auch neben Hagedorn als von größerem Einfluß auf einzelne der Anakreontiker zu bezeichnen ist. Darum vermochten beide mit Nachdruck einer besseren Zeit vorzuarbeiten. Wie weit demnach die von uns zu behandelnden „deutschen Anakreontiker“, kritisch fortarbeiteten, — wie weit sie kritiklos ihren Weg, wie er ihnen von jenen gewiesen, weiter gingen, ist entscheidend dafür, ob ihnen das Verdienst einer Förderung der deutschen Dichtkunst zuerkannt werden darf oder ob sie mit dem Schwerpunkt ihres

---

<sup>9</sup> Vergl. Bd. III, Nr. 2, Nr. 3, Nr. 4 usf.

<sup>10</sup> Durch die letzteren auch besonders zur Fabeldichtung angeregt.

<sup>11</sup> Siehe das Inhaltsverzeichnis des I. und II. Bandes seiner Werke.

<sup>12</sup> Er dichtete z. B. Fabeln nach dem Engländer Prior.

<sup>13</sup> Vergl. die Vorrede zum III. Bd., Seite 3 f.; auch den Schluß dieser Vorrede. Die anakreontischen Oden der Italiener hielt er für deren „bestes“; „insonderheit diejenigen, welche Chiabrera und Zanotti verfertigt hat“.

<sup>14</sup> Vergl. z. B. Bd. III seiner Werke, Vorrede, XXII ff.

Wirkens hinter jener „besseren Zeit“, der die Haller und Hagedorn vorarbeiteten, zurückgeblieben sind.

Nicht ohne bedeutsame Einwirkung auf die neu entstehende Richtung war übrigens der damals heftig entbrannte Streit zwischen [390] Bodmer und Gottsched; sehr wohl geeignet, unbedeutendere Dichternaturen in einem steten Schwanken des Geschmacks zu erhalten, — falls sie nicht eben gänzlicher Kritiklosigkeit in Geschmack und Leistung verfielen. - -

Treten wir den deutschen Anacreontikern näher. Die Frage ist, nach welchen Grenzen sich dieser Dichterkreis bestimmen läßt? Sie läßt sich nicht so leicht beantworten, wie es in der Regel geschehen ist. Je nach Zeit und Ort müssen wir enger und weiter bezeichnete Grenzen unterscheiden, so daß die abgrenzende Kreislinie ein schwankendes Aussehen gewinnt. Schon die allgemeine Benennung des anacreontischen Dichterkreises wechselt. Bald heißen die betreffenden Dichter „die deutschen Anacreontiker“, bald „die Gleimsche Schule“; einmal „die Halleschen Freunde“, ein andermal „die Halberstädter Dichter“. Auch wohl als „die Halle- Halberstädter“<sup>15</sup> und als „die preußischen Dichter“ werden sie bezeichnet. Nach den Leitern der Gruppe und ihrer literarischen Tendenz sowie nach deren jeweiligem örtlichen Mittelpunkt ist die Benennung gewählt worden. Unter diesen Leitern ist einer, der als eigentliches Haupt der Schule zu gelten hat, der auch bei örtlichen Veränderungen und literarischen Einflüssen sich immer gleich bleibt: Gleim! — „Gleim und die Seinen“ bezeichnen wir darum<sup>16</sup> sachgemäß diese ganze literarische Bestrebung. — Wir erfuhren eingangs, daß kein anderer als Bodmer durch seine Gedanken „Von der Natur der Beredsamkeit“ der zufällige erste Anlaß zur engsten dichterischen Freundschaft zwischen Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Johann Peter Uz\* geworden war. Mit ihnen, wie bemerkt,<sup>17</sup> verbanden sich Rudnik aus Danzig und Nicolaus Götz aus Worms. Dies geschah im Jahre 1739.<sup>18</sup>

Die vier Genannten bildeten somit den ersten und engsten Kreis der „Halleschen Freunde“. Mit dichterischen Versuchen hervorzutreten hatten sie noch nicht Anlaß genommen; sie nannten sich und gaben sich als „Freunde der Musen“. Von größtem Einfluß auf diese vier Hallenser Studienfreunde war dann „ein älterer Student“ Namens Pyra.

Immanuel Jacob Pyra, geboren den 25. Juli 1715 zu Kottbus, gehörte damals einem literarischen Verein an, der etwa ein halbes Jahrzehnt früher von seinem Herzensfreunde Samuel Gotthold Lange in Halle gestiftet war. Pyra hatte sich bereits durch ein nach Inhalt und Form vortreffliches

Gedicht, „Tempel der wahren Dichtkunst“, gesungen in der Weise der didaktischen Dichtung Hallers, hervorgetan. Darf man von einer Schule Hallers sprechen, so war unter seinen Schülern Pyra einer der bedeutendsten; im übrigen — obwohl ursprünglich Vertreter Gottscheds — bekannte er sich mit dieser Dichtung als entschiedenen Anhänger Bodmers.

[391] Pyra hatte nun die Absicht, „reimlose Verse bei seiner Nation in Aufnahme zu bringen“.<sup>19</sup> Gleim

---

<sup>15</sup> So Jos. Hillebrand. Auch kommt der Ausdruck „sächsische Dichter“ als Bezeichnung für die Gruppe vor.

<sup>16</sup> Gleims Leben von W. Körte, Halberstadt 1811, S. 20.

<sup>17</sup> Gleims Leben von W. Körte, Halberstadt 1811, S. 20.

<sup>18</sup> Gleims Leben von W. Körte, Seite 21 vergl. mit Seite 18 und autobiographischer Vorbericht Götzens in seinen Poetischen Schriften, herausg. von Ramler 1785. Götz berichtet hier selbst, daß er erst 1739 die Universität Halle bezogen habe; — dies gegenüber denen, die jenen Freundschaftsbund schon 1738 geschlossen sein lassen.

<sup>19</sup> Körte Seite 20. In „reimlosen“ Alexandrinern war auch Pyras „Tempel der wahren Dichtkunst“ [„Ein Gedicht in reimfreien Versen von einem Mitgliede der Deutschen Gesellschaft in Halle.“ Halle 1737] geschrieben.

erzählt dies in seiner Lebensskizze<sup>20</sup> und zwar im Zusammenhange damit, daß „eines Tages“ „diese vier Freunde“ „beisammen waren“. Ob Pyra selbst an der Versammlung sich beteiligt hatte, wird nicht ausdrücklich berichtet.

Zweifellos hatten sich die vier Freunde zu dem Zweck zusammengetan, um sich über die von Pyra kundgegebene „Absicht“ klar zu werden. Daß Gleim Pyra nicht persönlich gekannt haben sollte, wie Koberstein<sup>21</sup> anzunehmen geneigt ist, kann sich höchstens auf jene Stiftungszeit beziehen. Daß er ihn indes überhaupt erst später in Berlin kennen gelernt habe, läßt sich aus jener Stelle der „Briefe der Schweizer“ Seite 13, durchaus nicht, wie wohl geschehen ist, folgern.

Freilich hielt sich Pyra seit Ende 1738 bei seinem Freunde Lange, nunmehr Pfarrer in Laublingen, auf. Jedoch war er zu dieser Zeit noch Student,<sup>22</sup> wenn auch „ein alter Student“. Aber es ist kaum denkbar, daß er nach dem nur „wenige Meilen“ entfernten Halle binnen Jahresfrist nicht Besuche gemacht und sich an den Sitzungen seiner Gesinnungs- und Vereinsgenossen nicht persönlich beteiligt haben sollte.

Die vier Freunde gaben der Pyraschen Absicht ihren Beifall. Jedoch meinte Gleim gegenüber Pyra, der die in Vorschlag gebrachte Form mehr auf die ernstere religiöse Dichtung angewandt sehen wollte, wie er auch selbst als Versuch dieser neuen Art eine Ode, „Das Wort des Höchsten“<sup>23</sup> geschaffen hatte: „am besten könne man durch Gedichte scherzhaften Inhalts diesen Zweck erreichen“.<sup>24</sup> Dem stimmten nun die Freunde bei, und dieser Beifall gab „den Anlaß zu seinem Versuch in scherzhaften Liedern“. Bis zum Frühjahr 1740 blieben die „Halleschen Freunde“ in Halle beisammen. Jene Bestrebungen aber wurden für die ganze Richtung, die sich jetzt im Anschluß daran entwickelte, grundlegend. Es bleibt zu entscheiden, ob Pyra oder ob Gleim als eigentlicher Leiter dieser Neuerung bezeichnet werden muß.

Letzterer war Anlaß, daß die Musen zwischen den Freunden „das Band der ewigen Freundschaft“ knüpften. Er war sozusagen der Sprecher des jungen Vereines, und auf seinen Vorschlag entschieden sich die Freunde zu den reimlosen Gedichten scherzhaften Inhaltes.

Pyra war schon als Dichter bekannt und konnte, als Fünfter im Bunde dieser Freunde, sehr wohl eine gewisse Autorität geltend machen.

So mußte sein nach den Grundsätzen Bodmers gemachter Vorschlag, reimlose Verse in Aufnahme zu bringen, bei den jüngeren [392] Freunden, die bildsam und Enthusiasten für jene freiere<sup>25</sup> Dichtungsweise waren, Anklang finden.

Später haben die Anakreontiker geäußert, zum echten anakreontischen Dichter gehöre dreierlei: er müsse dichten „ohne Reim und scherzhaft und verliebt“.

Da das dritte Erfordernis sich füglich mit dem zweiten zusammenfassen läßt, so bleiben die beiden Begriffe „reimlos und scherzhaft“ als die Prädikate, die genetisch dieser dichterischen Richtung eigen sind. Für erstere Seite ist Pyra, für letztere Gleim der Begründer. Gleim verlieh dem Dichterkreis seine äußere Gestaltung. Die intellektuelle Anregung, sich eines bestimmten Zieles bewußt zu werden, ging von Pyra aus. Halle war damals der Herd geistigen Lebens und Strebens. Dort hatten tiefer begabte

---

<sup>20</sup> Körte, a. a. O. Seite 20.

<sup>21</sup> Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur (V. Aufl. von K. Bartsch). III, 67, 181.

<sup>22</sup> Körte, a. a. O. Seite 20.

<sup>23</sup> Körte, a. a. O., urteilt, die Ode müsse ungedruckt geblieben sein.

<sup>24</sup> Ebenda.

<sup>25</sup> Gegenüber der schulmeisterlichen Poetik Gottscheds.

Theologen gewirkt und wirkten noch. Dort blühte im Anschluß an Leibniz unter Wolff die strengere methodische und wenigstens der Form nach wissenschaftliche Philosophie, die gerade damals, wie auf das geistige Gesamtleben, so speziell auf die Poesie den wirksamsten Einfluß übte. Und zumal in der Zeit der Wolfischen Verbannung entfalteten jüngere Philosophen, unter ihnen Georg Friedrich Meier und Alexander Gottlieb Baumgarten, das Panier ihres Meisters, mit Scharfsinn und feinem Kunstsinn die Theorie des Schönen behandelnd.<sup>26</sup> Pyra, mit Meier und Baumgarten persönlich befreundet, ging von diesen für die damalige Zeit klassischen Bestrebungen aus. Mit ernstem Sinn für das tiefere Wesen der Poesie ausgerüstet, bildete er sein Talent durch strengere Schulung heran und vermochte nun mit um so gereifterem Kunstsinn und mit richtigerem Verständnis auf die höheren Aufgaben der Dichtkunst hinzuweisen.

Einen Teil dieser Aufgabe sollte der sich eben bildende Hallesche Dichterverein überkommen. Für seine Geburtsstunde — um im Bilde zu sprechen — wird nun jene zweite Aufgabe, die Gleimsche, ihm abgefordert. Der Verein tritt ins Leben in Kraft des Beschlusses, beide Aufgaben, — gehaltvollere Poesie in neuer Form und leichtere Poesie in freier Form zu pflegen — mit einander zu verbinden.

Aber diese Verbindung konnte, als wahre Vereinigung betrachtet, nur eine scheinbare bleiben.

Pyras Sinn ging darauf hinaus, der höheren Ode, wie sie damals zumal von den gehaltvolleren englischen Dichtern gepflegt wurde, auch „bei seiner Nation“ Aufnahme zu verschaffen.

Durch Einführung der Reimlosigkeit, — in der Form des Antiken, des Klassischen — glaubte er dies um so wirksamer bewerkstelligen zu können. Das Pyrasche Motiv übersahen die Anacreontischen; die von ihm vorgeschlagene Form übernahmen sie. Auch Pyra wollte die Poesie zu edlerer Freiheit durchführen. Die Freiheit der Anacreontiker jedoch glich schnell gewählter „Leichtmachung“.

So fand denn das „scherzhafte“ Element sehr bald das Übergewicht über das des „Reimlosen“, und, da das „Reimlose“ ursprünglich in strengerer Auffassung gedacht war: über das strengere. Die spielende, empfindelnde Poesie gewann die Oberhand über die tiefere, ernstere und dabei dennoch freiere. Ihre eigentliche Aufgabe hatten darum die Anacreontiker, wenn nicht verkannt, so doch schief erfaßt: es blieb wiederum ein Befangensein im französischen gegenüber dem englischen<sup>27</sup> Geschmack.

Es kam selbstverständlich vor, daß einzelne der Anacreontiker mitunter, zumal in ihrer späteren Periode, in ernsterem Sinne dichteten. Aber das gilt eben als ein Beweis dafür, daß die Einwirkung des Pyraschen Geistes auf jene Dichterfreunde doch von nachhaltigerer Dauer gewesen ist, und daß wir ihn neben Gleim mit um so größerem Recht als einen eigentlichen Urheber dieser ganzen Bewegung anzusehen haben.<sup>28</sup> Auch darf es nicht auffallend erscheinen, daß Pyra über die ersten anacreontischen Versuche seiner Freunde sich lobend äußerte.<sup>29</sup>

Konnte er, der reifere Dichter, nicht die Hoffnung hegen, daß eben emporsprießende [393] Dichtergemüter durch solche Aufmunterung fester gewurzelt würden, um allmählich nach Form und Inhalt Tüchtiges zu leisten? —

Für die Entwicklung der Poesie des vorigen Jahrhunderts, — zumal für die Zeit der Wende um 1750

---

<sup>26</sup> Erst etwas später traten ihre ästhetischen Bestrebungen als abgeschlossene Werke hervor.

<sup>27</sup> Vergl. H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert II. 105.

<sup>28</sup> Hettner, a. a. O. Seite 97, sagt direkt: „an der Spitze“ der „Halleschen Dichterschule“ „steht Jacob Immanuel Pyra.“

<sup>29</sup> Hettner, Seite 105.

—, ist es überaus zu beklagen, daß Pyra so bald dahinschied.<sup>30</sup> Sicherlich hätte er auf die Entwicklung des Halle- Halberstädtischen Dichterkreises noch heilsamen Einfluß geübt.

Sollte übrigens zu dem Entschluß, einen Dichterverein zu begründen, nur das zufällige Zusammentreffen Gleims mit Uz in jenem Buchladen geführt haben? Daß hier der Gedanke so schnell zur Tat wurde, hatte doch noch andere Voraussetzungen. Damals begann die Zeit der Dichtervereine. Gottsched verfügte z. B. über solchen in Leipzig. Daß aber dieser, wie man gemeint hat, der Bildung des Hallenser Vereins Anregung gegeben hat, ist nicht einzusehen. Vielmehr bestand ja in Halle selbst, von Lange begründet, schon seit Anfang der dreißiger Jahre eine „Gesellschaft der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“. Und wenn einer dem neuen Verein als Leitstern diente, so war es nicht Gottsched, sondern gerade Bodmer, der doch seinerseits schon Anfang der zwanziger Jahre für die Teilnehmerschaft an seinen „Diskursen der Mahlern“ eine literarische Vereinigung begründet hatte (mit Breitinger, Zollikofer, Keller von Uri u. a.).

Pyras Leistungen, soweit sie in den Bereich dieser Bestrebungen gehören, sind darum das hervorragendste geistige Gut dieses Dichterkreises in seiner früheren Zeit. Wer freilich ein Werk geschaffen wie den „Tempel der wahren Dichtkunst“, durch dessen dichterische Kraft und phantasievollen Aufschwung wir auf Schritt und Tritt an Klopstocks Messias erinnert werden,<sup>31</sup> der konnte auch in der Ode, und selbst in der leichteren, Größeres bieten.

So müssen Pyras Lieder denn genannt werden als die ersten, aber auch edelsten der ganzen deutsch-anakreontischen Dichtung. Sie sind hauptsächlich enthalten in dem zuerst von

Bodmer herausgegebenen Zyklus von Gesängen, die unter dem Titel „Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder“ 1745 bei Conrad Orell und Comp. in Zürich erschienen. Es sind die Lieder der Busenfreunde Pyra und Lange. Letzterer, der besonders gegen den Schluß eine Reihe wohlgelungener Oden in der Sapphischen Strophe bietet, steht hinter seinem Freunde an poetischer Begabung und idealem Schwung doch um ein beträchtliches zurück. Manches bei ihm ist wenig ästhetisch empfunden; so zum Schluß in der Klage über das Dahinscheiden des Thyrsis: - - - „Ich theilte dir so Schmerz als Freude mit; dein Kuß verschluckte öfters meine Thränen!“

Thyrsis erscheint als ein Sänger von viel zu frohem und freiem deutschem Gemüt, als daß er sich nun hier des Reims durchweg erwehren sollte.<sup>32</sup> Mit Endreimen geziert ist das schöne Lied „Des Thyrsis Empfindungen bei Damons Hochzeitlust, nach Waniek gedichtet 1737.“ Ohne Schlußreim wieder ist dann das schwungvolle Gedicht „Des Thyrsis weissagender Segen über Hilas“ (1741).

Heil mit dir, du theurer Knabe,  
Anmutsvolles holdes Kind,  
Hoffnungsreicher Hilas, wachse!  
Sprossend, blühend, edler Zweig  
Eines gottgeweihten Stammes,

---

<sup>30</sup> Am 14. Juli 1744 als Konrektor des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin. Über Pyra besitzen wir jetzt eine vortreffliche Monographie: „Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Literatur des XVIII. Jahrhunderts“ von Gustav Waniek (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1882), ein Werk, das, indem es Pyras bedeutende Persönlichkeit gebührend würdigt, geradezu eine Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausfüllt.

<sup>31</sup> Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Pyras Dichtung die ältere ist.

<sup>32</sup> Durchgehends ohne Reim ist der „Tempel der wahren Dichtkunst“ geschrieben.

Unter dessen süßen Schatten  
 Damon, der getreue, sang;  
 Steige glücklich in die Lüfte.

Du befeuchtend heilger Segen  
 Thau auf sein grünend Haupt  
 Aus dem schattenleeren Himmel.  
 Und die Sonne ew'ger Huld  
 Breite die geweihten Strahlen  
 Über seine jungen Blätter.  
 Ja die Vorsicht wache selbst  
 Für dein Wachstum, dein Gedeihen.

Gereimt ist das Lied vom Lob der schönen Henriette:

Es hatte die gefronte Nacht  
 Sich mit dem schnellen Heer der Sterne  
 Und mit dem Monde in der Feme  
 Schon lange auf die Flucht gemacht,

[394] Indem der Sonnen neuer Strahl  
 Der Schäfer muntres Volk erweckte  
 Und Berge, Wiesen, Wald und Thal  
 Den Augen wiederum entdeckte.

Eine gereimte Ode hatte Pyra auch „Auf Ihro Majestät Friedrich den anderen König in Preußen und Kurfürst zu Brandenburg bei dem Antritt der Regierung“ gedichtet, die bei ihrer feinen Konstruktion, energischen Gedankendurchführung, dem maßvollen Pathos sowie dem kurzgefaßten edlen Ausdruck als Muster für alle bessere Gelegenheitsdichtung gelten kann.

Pyra stand bei den urteilsfähigen Dichtern seiner Zeit in hoher Achtung. Dies geht u. a. hervor aus dem Brief Hagedorns an Lange vom Oktober 1746, sowie aus dem Briefe Bodmers an Hagedorn vom Jahre 1744<sup>33</sup> und den „Briefen der Schweizer“.

Lag das allein an der dichterischen Begabung, die Pyra vielleicht in höherem Grade als seinen jüngeren Zeitgenossen zu eigen war? Guten Teils noch an etwas anderem. Nicht vergebens war Pyras Geist von der geistigen Atmosphäre Halles angeweht worden. Er hatte von dort einen empfänglichen Sinn für vornehmere menschliche Bestrebungen mitbekommen und war in den höheren Geisteswissenschaften gereift. Auf Grund solcher Schulung ward ihm sein poetisches Talent gepflegt. Wie seine Dichtungen,

---

<sup>33</sup> Vergl. Hagedorns Werke, herausgegeben von Eschenburg, Bd. V.



besonders sein „Tempel der wahren Dichtkunst“, an verschiedenen Stellen verraten, vertrat er eine fest durchgebildete, wir möchten sagen philosophische Lebensansicht Die Poesie sollte ihm Einheit mit dem Leben sein, die Bestimmung des Lebens aber verstand er nicht als etwas Stückweises: als ganz und einheitlich sollte das Leben erfaßt werden.

Solche Auffassung aber entsprach gerade der Tradition des geistigen Lebens Halles.

Auch hatte er zwischen den Geistern unterscheiden gelernt So änderte er, nicht aus Charakterlosigkeit, sondern aus Charakterstärke, sein Urteil über Gottsched; so ward er, so blieb er Kritiker. Klar ist dies aus seiner hernach so folgenreichen kritischen Schrift vom Jahre 1743 „Erweis, daß die Gottschedische Sekte den Geschmack verderbe“, zu ersehen.

Kurz, Pyra war kritisch zu Werke gegangen. Damit steht er in dem denkbar größten Gegensatz zu Gleim, der in kritiklosester Weise dichtete und dachte, las und empfand.

So unterscheiden sich die beiden Begründer des Halleschen Dichtervereins, und solcher Art trennen sie sich, — Gleim, als ob er fürchten mochte, ein kurzes tatenreiches Achillesleben werde für willkommenes Tändelspiel und Scherz nicht hinlänglich Frist gewähren. —

Hier scheiden wir Pyra aus und beleuchten die einseitigere Richtung, die fortan Gleim für sich selbst und als Vorbild für die „Seinen“ einschlug.

Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern“ erschien zuerst 1744—45, (auch die Vorrede zum II. Teil ist 1744 geschrieben).

[395] Das Werkchen rief nach und nach eine wahre Flut von ähnlichen Dichtungsversuchen hervor.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim war geboren zu Ermsleben bei Halberstadt am 2. April 1719, studierte 1738—40 in Halle die Rechte, wurde Hauslehrer zu Potsdam und Privatsekretär des Prinzen Wilhelm von Schwedt zu Berlin; sodann in gleicher Eigenschaft beim Fürsten Leopold von Dessau. 1747 kehrte er als Sekretär des Domkapitels nach Halberstadt zurück und wurde später dort Kanonikus des Stiftes Walbeck. Mehrere Reisen nach Berlin, Leipzig, Pymont abgerechnet, verblieb et in Halberstadt, wo er am 18. Februar 1803 starb. Gleim hatte also beim Erscheinen seiner scherzhaften Lieder Halle schon seit mehreren Jahren verlassen und war auf einige Zeit nach Potsdam und Berlin übersiedelt

Mit den genannten Freunden blieb er indes im engsten Verkehr, und der Dichterbund blühte auch nach der Trennung seiner Mitglieder fort; geistig waren sie einander nahe. Nur Rudnik war bald gestorben. Gleim machte inzwischen weitere Bekanntschaften und zog neue Freunde in den Kreis. So gewann er Ewald Chr. v. Kleist für seine Muse, und zwar auf höchst sonderbare Weise durch eines der besseren, schon weil kürzeren, seiner „scherzhaften Lieder“. <sup>34</sup> Kleist, damals in Potsdam, dichtete nun ebenfalls, und zwar zunächst „scherzhafte Lieder“. Der etwas ältere Spalding aus Pommern regte die Musenfreunde damals noch weiter an; <sup>35</sup> ähnlich auch der berühmte Kapellmeister Graun. <sup>36</sup> Endlich aber schloß sich Carl Wilhelm Ramler aus Kolberg, der derzeit gerade zu studieren begann, diesem Kreise an. <sup>37</sup> Die bisherigen, in Halle und Berlin gepflogenen dichterischen Bestrebungen sollten nun mit Gleims Übersiedelung nach Halberstadt dort bald einen neuen und dauernden Mittelpunkt erhalten.

So wirkte Gleim für die weitere Verbreitung seiner poetischen Bestrebungen wie zur Erweiterung seines Dichter- und Freundschaftskreises.

---

<sup>34</sup> Vergl. Hagedorns Werke, herausgegeben von Eschenburg, Bd. V.

<sup>35</sup> Seite 25, f.

<sup>36</sup> Seite 27.

<sup>37</sup> Seite 26.

Schon in Berlin hatte er zu diesem Zwecke mit Sulzer Freundschaft geschlossen.<sup>38</sup> Seit dem Jahre 1749 übertrug er die gleichen Beziehungen auf Ebert und Zachariae zu Braunschweig.<sup>39</sup> Im folgenden Jahre gewann er in Leipzig Klopstock, Schmidt,<sup>40</sup> Gellert, Rabener, Cramer und Schlegel,<sup>41</sup> „Musenfreundschaft mit allen schließend“.<sup>42</sup> Besonders innig wurde auf einige Zeit sein Verhältnis zu Klopstock, Cramer und Schmidt, die Gleim in Halberstadt besuchten, wohin auch Ramler kam.

Klopstock lebte nebst Schmidt bei Gleim in Halberstadt fast den ganzen Sommer 1750 hindurch. Körte erzählt von den „Musenbegeisterten“ (S. 58 f.): „Einst aber, es war eine mondliche Juninacht, und die Rosen standen in voller [396] Blüte, da kamen, vom Baden erfrischt, die Freunde zum gewohnten Wirt Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtem anakreontische Lust! Gleim, der undurstigste unter den dreien, gab dem Wirte verheißende Winke, und alle Rosen, wurden gepflückt der Tisch und der Saal damit bedeckt; die Flasche stand halb, der Becher ganz unter Rosen. Da nun berauschte der Duft die Dichter, und es erscholl hell Gesang und Rede und lauter und lauter, je höher der Mond stieg. Nüchterne Bürger, mit dem Glockenschlage auf der Heimkehr, standen unter den Fenstern und richteten. Die Freunde aber riefen nach Wein, den der Wirt versagte. Als ihm aber Klopstock ernst bekräftigend die Trinker vorzählte und auf die eine kaum geleerte Flasche zeigte, da ward die zweite bewilligt und besungen. Noch war dieselbe nicht geleert, siehe, da strahlte die Morgensonne schon über die Dächer in den Saal, und die Freunde machten sich auf den Heimweg. Klopstock ging voran mit der tief hinabgebrannten Kerze, deren fröhlich Flämmchen er erst im Angesicht der Sonne ausblies ...“ 1752 wiederholte Klopstock seinen Besuch bei Gleim, wo die Freunde, Ramler unter ihnen, eine Reise nach der Roßtrappe unternahmen.

Gleims Streben ging fortan darauf, jüngere und ältere Dichter seines Sinnes nach Halberstadt zu ziehen. Mit regerem Eifer suchte er dies auszuführen, seitdem er sich in den sechziger Jahren mit Ramler vollständig überworfen hatte, durch dessen strenge, aber meist gerechte und von Gleim ursprünglich selbst nachgesuchte Kritik er sich auf das empfindlichste verletzt fühlte.<sup>43</sup> Tiefere Einwirkung auf sein Dichten hatte indes Klopstocks Freundschaftsbund nicht geübt

„Der erste, mit welchem ihm dies Streben gelang, war Johann Georg Jacobi“,<sup>44</sup> der 1769 nach Halberstadt übersiedelte. Zwei Jahre darauf folgte ihm dorthin Benjamin Michaelis. Hinzu traten Klamer Schmidt und Sangerhausen, sowie Jahns und Gleim (der jüngere), beides Verwandte Gleims,<sup>45</sup> und Benzler. Dieser erneute Zusammenschluß von Gleimschülern erscheint gleich einer Erneuerung des alten Gleimschen Dichtervereins. Die Genannten hielten förmliche Sitzungen ab, „sangen miteinander wetteifernd, fast täglich bei Gleim vereint“. „Das schönste Zimmer war einem Tempel der Musen und der Freundschaft geweiht“.<sup>46</sup> 1772 gelang es ihm, auch noch Wilhelm Heinse „nach

---

<sup>38</sup> Körte, a. a. O. Seite 53, 56, 87, 117.

<sup>39</sup> Körte, Seite 56.

<sup>40</sup> Körte, Seite 57, der Bruder „Fannys“, der Geliebten Klopstocks.

<sup>41</sup> Joh. Adolf, Vater der bekannten Romantiker.

<sup>42</sup> Körte, ebenda.

<sup>43</sup> Körte, Seite 129—149. Vergl. auch Nicolais Aufsatz in der Neuen Berliner Monatsschrift, XI. Bd. Jenner — Junius 1804, Seite 52, ff. „Über das gestörte Freundschafts-Verhältniss zwischen Gleim und Rammler.“

<sup>44</sup> Körte a. a. O. Seite 150.

<sup>45</sup> Ersterer verstarb bald. Körte, Seite 161.

<sup>46</sup> Körte, Seite 162.

Halberstadt zu versetzen“. „Der Winter 1774 war von allen der gesangreichste gewesen, durch einen lustigen poetischen Verein. Gleim, Jacobi, Heinse, Schmidt,<sup>47</sup> Sangerhausen und Gleim d. J. sandten einander jeglichen Morgen eine verschlossene Büchse zu, in welche jeder eine Musengabe warf“. <sup>48</sup> Schon früher hatte Gleim engere Freundschaft mit der Karschin geschlossen (1761), die er die „deutsche Sappho“ nannte. <sup>49</sup> Herzens-Mißverständnisse brachten zeitweise Verstimmung in diesen Freundschaftsbund. Auch Johannes Müller und Bürger hatte er kennen gelernt,<sup>50</sup> und mit Göckingk und Tiedge trat er in „poetischen Epistelnwechsel“. <sup>51</sup> Ohne weitere Einwirkung auf ihn blieb die persönliche Bekanntschaft, die er dann mit Herder machte.<sup>52</sup> Ebensowenig sprach ihn Lavaters tiefere Geistesrichtung an.<sup>53</sup> Mit Wieland scheint er später freundschaftlichen Verkehr gepflogen zu haben.<sup>54</sup> Auch zu Voss, Kretschmann, Eschenburg, Seume, den Stolbergs gewann er gegen Ende des Jahrhunderts Beziehung.

Daneben steht die „zahllose“<sup>55</sup> Reihe derer, die, meist ganz unbedeutende Erscheinungen, Gleim in seinem „Versuch in scherzhaften Liedern“ als ihr ausschließliches Vorbild verehrten, und in gewöhnlich ebenso poesieloser wie formloser Weise dem „Meister“ nachahmten.

Durch Gleims „Versuch“ war diese ganze Dichtungsweise in ihr gemächlich hingehendes Fahrwasser gebracht Gleim selbst vor allem verharnte in diesem in bezug auf Belehrung und Entwicklung für ihn unabänderlichen Kurs.

Zwar hat er auch in anderer Art gedichtet so seine Kriegslieder, seine Fabeln. In betreff der [397] letzteren arbeitete er damals mit vielen Dichtern auf gemeinsamem Felde, und mancher ist ihm in seinen Grenadier-Liedern gefolgt; — aber nie und nirgend konnte er sich von seiner vorgeblichen Anakreons-Lyrik, von seiner anakreontischen Manier losmachen. Durch alle seine andern Dichtungsversuche, seine nicht nennenswerten dramatischen Proben mitinbegriffen, klingt der süßliche anakreontisierende Ton und untermischte sich ähnlich der Lyrik seiner Nachahmer.

Wohl sangen auch bedeutendere Dichter eine Zeitlang nach der anakreontischen Leyer Gleims, aber eben nur vorübergehend, da sie auf anderen Gebieten besseres zu leisten hatten, wie v. Cronegk, Zachariae, Weisse, J. A. Ebert, Giseke, Matth. Claudius, Lavater, v. Gerstenberg, Kretschmann.

Matth. Claudius' „Tändeleien und Erzählungen“ erschienen 1763. Auch das Kindlichste hat bei ihm Tiefe und Bedeutung; und Lavater sah sich zu seinen „Schweizerliedern, von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach. Bern bei Bent Ludwig Walthard 1767“ mehr durch Gleims patriotische Begeisterung in seinen Grenadierliedern angeregt.

Noch drei der Dichter sind zu nennen, die einmal ihre Gleim-Zeit hatten, deren Namen freilich einen ganz anderen Klang haben: Klopstock, Lessing, Goethe! Denn selbst aus deren anakreontisierenden Versuchen kommt die Klaue des Löwen unverkennbar zum Vorschein.

---

<sup>47</sup> Unzweifelhaft Klammer Schmidt.

<sup>48</sup> Körte, Seite 188.

<sup>49</sup> Körte, Seite 116, 117.

<sup>50</sup> Körte, Seite 169.

<sup>51</sup> Körte, Seite 189.

<sup>52</sup> Körte, Seite 196, f.

<sup>53</sup> Körte, Seite 237.

<sup>54</sup> Körte, Seite 255.

<sup>55</sup> Goedekes Ausdruck, Grundriß II, S. 586.

Nach der so gegebenen Übersicht und Gruppierung wenden wir uns den einzelnen Dichtern zu. Auszugehen ist wiederum von Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern“.

Er gesteht in seiner Widmung „an Doris“, seiner „Brünnetten“, daß er es niemals bereuen werde, sich unterstanden zu haben, die „Überreste des artigsten Geistes der Alten nachzuahmen“.

Hierin freilich hatte er sich selbst nicht getäuscht; denn noch in seiner spätesten Lebenszeit ist er ein Nachahmer dieses Tones. Auf das Wort „artigst“ wollen wir kein Gewicht legen; — sagte doch 40 Jahre später ein Kant in seinem großen Werke an einer der wichtigsten Stellen, anstatt mit gewohnter Schärfe zu untersuchen: es ließen sich da ganz „artige“ Betrachtungen anstellen. Aber das ist anzuzweifeln, ob er wirklich diesen „abgerundeten“<sup>56</sup> „Geist der Alten“, dem seine „Leichtigkeit, Grazie und Gewandtheit, die allen Kreisen und Jahrhunderten gefiel, den Charakter eines gesetzgebenden Dichtergeistes verlieh“,<sup>57</sup> mit Geist und Verständnis „nachgeahmt“ hat. Freilich dürfte, wenn man die Bedeutung und Entwicklung der „Text-Kritik“ hierbei ins Auge faßt, den jungen Dichter des „Versuches“ in bezug auf diese Frage nach dem Stande der damaligen Wissenschaft ein größerer Vorwurf nicht treffen. Es bleibt da immerhin sehr anerkennenswert, daß er den „Überresten“, die indes meist nur als „Nachbildungen“ zu gelten haben, Stoff zur Nachahmung dieser „graziösen Liederdichtung“<sup>58</sup> zu ent- und der deutschen Literatur einen für sich geschlossenen und wirklich neuen Beitrag zuzuführen unternahm. Bei feinerem Urteilsvermögen hätte er trotzdem wohl erkennen können, daß jene überlieferten kleineren anakreontischen Verse und Hemiamben der größten Mehrzahl nach mehr weichlich und süßlich denn „kräftig und lieblich“ seien, wie letzteres doch von den echten Hymnen und Skolien des Teischen Dichters berichtet wird. Gewiß, auch aus den Trümmern konnte der deutsche Poet neue poetische Form und auch wohl Ideen schöpfen; aber er hätte nicht alles Überlieferte mit seinem ästhetischen Geschmack blindlings mustergültig heißen sollen. So übernahm er aus diesen Resten jenen Geist der Mattigkeit und jene prosaische, ins Gewöhnliche fallende, edelerer Sprache und anmutender Gewandtheit ermangelnde Form und erhob zugleich beides fast zur Norm. Also nicht, daß er sich den „artigsten Geist der Alten“ zum Muster nahm, sondern, daß er das unverkennbar Matte und Unedle an den anakreontischen Überlieferungen nicht einem feineren Geschmacksurteil unterwarf, ist zu mißbilligen. Und daß er das kritiklos von ihm erfaßte „Artigste“ sich als Muster stellte und sein ganzes langes Leben als solches beibehielt, ist zu tadeln.

Der scherzhaften Lieder bietet Gleim in den zwei Teilen der ersten Ausgabe nicht weniger denn 106. In späteren Ausgaben aus den [398] Jahren 1753 und 58 sind viele fortgelassen. Die von W. Körte 1811 —13 herausgegebene Gesamtausgabe der Gleimschen Gedichte enthält im I. Band die „scherzhaften Lieder“ unter der allgemeineren Jahreszahl 1776,<sup>59</sup> mit der nachherigen spezielleren Angabe „1744—53“. Wahrscheinlich sind darunter die von 1744—1753 gedichteten „scherzhaften Lieder“ zu verstehen.<sup>60</sup> Erwägt man, daß Gleim noch lange in dieser speziellen Art dichtete, und daß er noch oft „Gedichte nach Anakreons Manier“ (Berlin 1764), „Lieder nach dem Anakreon“ (1766), „Neue Lieder vom Verfasser der Lieder nach dem Anakreon“ (1767), „Lieder, gesungen im Jahre

---

<sup>56</sup> Vergl. Griechische Literaturgeschichte von Rud. Nicolai, I, I. Seite 125.

<sup>57</sup> Rud. Nicolai, a. a. O. Seite 126.

<sup>58</sup> Ebenda.

<sup>59</sup> Ob in diesem Jahre eine neue Auflage erschienen war, läßt sich z. B. nach Goedeke's Literatur-Angabe, Grundriß II, S. 580, nicht entscheiden. [Wir zitieren Goedeke durchweg nach der ersten Ausgabe.] — (Auch Goedeke, II. Aufl. IV, 40, I führt keine Ausgabe der „Scherzhaften Lieder“ von 1776 an; in diesem Jahre erschienen nur die 30 Exemplare der für Freunde gedruckten Sinngedichte. D. Red.)

<sup>60</sup> Freilich unter Weglassung einer großen Anzahl derselben.

1792“, „Amor und Psyche, 68 anakreontische Lieder“ (1796) geschaffen hat, und daß vordem schon „Lieder“, Zürich 1745 (neu aufgelegt 1749, 1758), die nicht spezifisch anakreontische von ihm genannt waren, erschienen: so macht sich die geschichtliche Bestimmung des Ursprungs der ersten anakreontischen Lieder, nämlich der unter der Jahreszahl 1776 einmal abgegrenzten, den Zeitraum von 1744—53 umfassenden, in der bisher einzig echten<sup>61</sup> Gesamtausgabe von 1811—1813 überbrachten Gedichte recht schwierig. Nur selten ist die Jahreszahl über die einzelnen Gedichte der späteren Sammlungen gesetzt. In der Ausgabe der scherzhaften Lieder von 1776 (resp. 1811—13) findet sie sich vor keinem derselben. Auch zählen wir hier an „scherzhaften Liedern“ nur etwa 60. Fast die Hälfte der Lieder aus der Ausgabe erster Hand ist also entfernt und die meisten andern sind stark gekürzt. Wie viele neu gedichtete Lieder bis 1753 hinzukamen, läßt sich kaum entscheiden, da Gleim eine beträchtliche Anzahl vollständig umgeschaffen hat, so daß man zuweilen nicht weiß, soll das betreffende Lied ein neues oder ein verbessertes altes sein. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, daß manche der wenig bezeichnenden Überschriften später durch ganz andere ersetzt worden sind.

Die meisten dieser Lieder und Liederchen bekunden in ihrer frühesten Fassung bei aller Langatmigkeit doch eine gewisse Ursprünglichkeit und Frische; — die mattere und kleinlichere Auffassung der Teischen Lyrik war dem Dichter noch nicht stereotyp geworden. Gerade an den Veränderungen, denen er seine Gedichte unterwarf, erkennt man Gleims Schwäche am deutlichsten. Schon in der ersten Fassung ohne tiefere Empfindung, ja ohne die daneben erforderliche Phantasie und das dazu nötige kraftvolle und stetige Denken hingeworfen, sind sie in der veränderten Gestalt [399] weiter nichts als neue Entwürfe, und zwar wiederum ohne tiefere Empfindung, ohne Phantasiekraft, ohne Stetigkeit des Denkens. Man merkt es den Änderungen an, daß der Dichter sich von den Schwächen der früheren Fassung und dem Grunde dieser Schwäche selber keine Rechenschaft gegeben hat. Konnte er so bei den einzelnen Gedichten keine wirkliche Besserung erzielen, so konnte er freilich auch sein Leben lang aus der dürftigen und langweiligen Weise seines Empfindens, Schreibens, Dichtens nicht herauskommen.

Seine Kritiklosigkeit ging dabei so weit, daß er hin und wieder bei neuen Verbesserungen, die er an einer bestimmten Stelle vornahm, bereits früher ebenda gemachte Korrekturen schon gar nicht mehr kannte.

Zum Beleg dafür sei folgendes angeführt. Es liegt uns in der ersten Ausgabe das Widmungsexemplar Gleims „an Herrn Spalding“ (der Königlichen Bibliothek zu Berlin gehörig) vor. Gleim hat hierin mit eigener Hand an einzelnen Gedichten Verbesserungen angebracht. Es sind dies so ziemlich die ersten Verbesserungen, die er nach dem Druck überhaupt vornahm. Nun sind solche nicht etwa Druckfehlerverbesserungen oder Änderungen, die vielleicht vor dem Druck durch ein Versehen unterblieben waren und nach reiflicher Überlegung die fortan allgemein gültige Fassung geben sollten; sondern es sind Änderungen, die er auf einen zufällig ihm kommenden leichten Einfall hin so ganz gelegentlich anbringt. Damit hat also der Autor den gedruckten und vorher revidierten Text, der doch nun allgemeine literarische Gültigkeit haben sollte, für einen einzelnen Fall willkürlichst selbst verletzt. Und es sind Abänderungen in Stil und Auffassung!

Eine Abweichung der Art findet sich z. B. in dem Liede „An die Eltern“ (Ausg. I, Seite 29. Ausg. Körte I, Seite 23<sup>62</sup>). Es heißt gegen Ende (S. 25):

---

<sup>61</sup> Es gibt viele Ausgaben, besonders auch zum Teil sehr mangelhafte Nachdrucke. Vergl. darüber Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, der eine Übersicht der bis dahin vorhandenen [1806—11] gibt Bd. II, S. 141, f.

<sup>62</sup> Ausgabe I = Ausg. I. Ausgabe von Körte = Körte.

Oder sollt' ich statt der Schönen  
 Über blöde Männer klagen:  
 Gleich war Kopf und Feder fleißig:

So Ausg. I und die Nachdrucke. Körte hat, nebenbei bemerkt, für „statt der Schönen“: „für die Schönen“, — eine Änderung, die sich wohl in Gleims Handexemplar fand. Im Exemplar Spalding streicht Gleim „Gleich war“ und „fleißig“ durch und schreibt daneben: „Gleich gehorchten“. — Eine andere Abänderung findet sich in der Nummer „An die Liebe“ (Ausg. I, Seite 43):

Liebe, allerliebste Liebe  
 Segne mich mit deinem Triebe  
 Laß mir deinen Reiz empfinden  
                                   (Körte „Laß mich“ - -)  
 Laß mich deine Glut entzünden, - -

Noch folgen zwei Verse mit „Laß mich“ — und zwei weitere Verse; sodann:

Laß mir hübsch durch dein Genießen  
 (Exemplar Spalding: „Liebe laß durch“ — —)  
 Zeit und Stunden schneller fließen.

Derartige Abänderungen von Gleims Hand liegen im Spaldingschen Exemplar mehrere vor. So auch in dem Gedicht „Der Sternseher. An Herrn —“, Ausg. I, Seite 49. (Körte: „An Sulzer“.) „Der Kenner aller Welten“ - - -

„Bewog mich jüngst am Abend“. Körte: „Der bat mich jüngst am Abend“, Exemplar Spalding: „Der zwang - - - —“. Sieht man auf den Zusammenhang des Gedichtes und faßt man besonders die folgende Zeile ins Auge, welche lautet: „zu frieren und zu wachen“, so erscheint die Abänderung im Exemplar Spalding als wirkliche Verbesserung. Noch mehr ist solches bei den beiden ersten Proben der Fall; jenes „gehorchten“ bringt entschieden mehr Beweglichkeit und Leichtigkeit in den Vers, und das „Liebe laß durch - -“ hebt die endlose Monotonie des „Laß mir“ und „Laß mich“ auf. Zugleich greift es auf „Liebe —“ am Anfang des ersten Verses zurück, jenes so oft den Vers beginnende „laß“ nun zwar doch nicht aufgebend, es aber an zweite Stelle ordnend.

Überall dort, wo Gleim sich direkt auf seine Freunde bezieht und im Augenblick von ihrer „Freundschaft“ erfüllt wird, ist ihm sein Gedicht nach Inhalt und Form noch verhältnismäßig am besten gelungen, — einerlei, ob er an seine Freunde dichtete oder ob die Erinnerung an Freunde ihn etwa, wie im vorliegenden Falle, beim Durchlesen seiner eigenen Gedichte lebhaft beschäftigte. Dieser immerhin anzuerkennende Vorzug einzelner seiner Gedichte berührt sich mit der Seite seines Wesens, wo sich sein [400] Gemüt in hervorragender Weise ausgestattet beweist: mit seinem edlen Freundschaftssinn. Darum, wo irgend wir sein Gefühl der Freundschaft in seiner Dichtung nachzuempfinden vermögen, erkennen wir den, welchen einst so viele jüngere Dichter als ihren

„Vater“ verehrten, — da erblaßt aber auch daneben seine erotische Empfindlei<sup>63</sup> als nichtssagendes Getändel.

So gehören in der Tat aus den „scherzhaften Liedern“ solche, die befreundeten Personen gewidmet sind, zu den besseren, z. B. das „An Hagedorn“: „Dichter, du bist Amors Liebling“ - - -. Die etwas epigrammatische Kürze, die schnellere Folge der Bilder, die zugleich in beweglichere Form gekleidete ungesuchte Empfindung lassen es als ein anmutiges ana-kreontisches Lied gelten, in dem es gegen den Schluß heißt: „Amor sang mit zarten Trillern — Eins von deinen Liebesliedern; — Plötzlich liebten alle Schönen - -“.

Lied I, 3, ist „an Herrn von Kleist“ überschrieben. In ihm treten die Gleimschen Mängel lebhaft hervor. In der Ausgabe Körte finden sich 9 Verse getilgt Mit Recht, denn es mußte gekürzt werden, da es ganz in der bombastischen Überhäufungsmanier und dem Wiederholungsschwulst Lohensteins gehalten war. Geradezu leierig nehmen sich dabei die Anfangsreime und immer wiederkehrenden Annominationen aus. Zunächst finden wir 5 Verse mit „Wie“ eingeführt; dann folgt: „Hier, Freund! hier ist das Land des Friedens.“ Später ist Vers 4 gestrichen; er lautete: „Wie fruchtbar blüht die Lind am Ufer“; — vielleicht hätten andere Verse mit noch mehr Erfolg getilgt werden können. Die Abänderung der Verse:

Hier darf kein Gold vor Narren glänzen,  
Hier hört man keinen Muffel seufzen

in die:

Hier darf kein Gold für Narren schimmern,  
Hier hört man keinen Heuchler seufzen

bieten einen geringen Beitrag zu der Frage, ob dem Dichter die Verbesserungen seiner Verse große Mühe gemacht haben. Wenn es dann in diesem Liede nach kurzer Zeit weiter heißt:

Hier rast kein Menzel mit Husaren,  
Hier waffnet sich kein Held zum Morden,  
Hier soll uns kein erzürnter Priester,  
Kein Freigeist und kein Quaker ärgern.  
Hier sind wir einsam, fromm und stille,  
Hier schwärmen keine schwarzen Sorgen,  
Hier hört man kein Geschrei der Laster,  
Hier brennt kein Schwefel in der Hölle,  
Hier brüllt kein Teufel wie ein Löwe,  
Hier wollen wir uns Hütten bauen,  
Damit die Tugend sicher wohne; - -

so tritt damit das Befangensein Gleims in der Lohensteinschen Manier wohl klar genug vor Augen. Wenn bei Körte einzelne dieser Verse nicht aufgenommen sind, so erscheint die Streichung derselben vornehmlich als Verdienst Körtes. Je kürzer Gleim seine Scherzchen hält, um so besser geraten sie ihm.

---

<sup>63</sup> In ihren Episteln an „Freunde“ haben darum Gleim und die Seinen, wie auch Gervinus treffend hervorhebt, mitunter besseres zu leisten vermocht.

Das beweist u. a. das kleine Scherzlied „An den Tod“, das auf Kleists Leben und Dichtung jene merkwürdige Wirkung geübt hatte.<sup>64</sup> Auch hier erweist sich die erste Fassung als die treffendere. Indes, nur wo es einfach zu streichen galt, ist den Verbesserungen der Vorzug zu geben. Sonst wirkt in der Regel der erste Wurf immer noch am erfrischendsten. Vers 5, ff.:

Frische rosenrote Wangen

Die mein Wunsch so schön gefärbet

(Körte: „Die mein - -)

Blühen nicht für blasse Knochen,

Blühen nicht für deine Lippen!

(bei Körte getilgt)

Tod! was willst du mit dem Mädchen?

(Körte: Mädchen)

Mit den Zähnen ohne Lippen Kannst du es ja doch nicht küssen. —

Darin liegt aber eben der Reiz und die ganze Wirkung dieses trefflichen Liedes, daß selbiges Mädchen hier als noch nicht geküßt poetisch aufgefaßt werden muß.<sup>65</sup> Es entspricht [401] andererseits ganz dem innigen und echten Zuge anakreontischer Lyrik, daß vorerst der reine „Wunsch“ die Wangen „schön färbt“. Späterhin scheint es dem Dichter nur mehr darauf angekommen zu sein, die ihm für seine Dichtung typisch gewordenen Ausdrücke, wie „Mädchen“, „Kuß“, „Rosen“, einfach zu nutzen, — es andererseits als fehlerhaft ansehen zu müssen, falls das Wort „Kuß“ noch nicht angebracht war und nun schleunigst die erste beste Gelegenheit wahrzunehmen, das Wort zu interpolieren. Viele seiner „Verbesserungen“ sind auf diese Weise entstanden, und den meisten seiner späteren Dichtungen überhaupt liegt eine derartige Theorie des Dichtens zugrunde. Daß Vers 8 aus jenem Liede später gestrichen wurde, ist durchaus nicht zu billigen. Hier in der Mitte des prägnant geformten Zusammenhanges macht sich die Annomination gut. Schwulst und gelegentliche zierliche Ausschmückung ist nicht dasselbe. Für Gleims leichtere Dichtgattung eignete sich eben zierlicher Schmuck im einzelnen. Der kommt indes selten vor.

Eigentlich war mit Herausgabe der „scherzhaften Lieder“ die Tendenz des „Reimlosen“ verknüpft.

Ganz ohne Reim, so scheint es, wollte es nun doch dem Dichter nicht recht gelingen. Daher die häufige Neigung zu Anfangsreimen oder doch zu Annominationen; daher die häufige Anwendung des Kehrreims. Fast am besten sind ihm — denn sie erscheinen noch einigermaßen volkstümlich — in der Tat diejenigen Lieder geglückt, die er mit Endreim ausgestattet hat. Z. B. das „Trinklied“ (bei Körte: mit der Überschrift „Der Trinker“): „Seht den jungen Bacchus an“ — „Seht doch, wie er trinken kann“. Oder aber die ganz anakreontischen, z. B. „In dem Garten, den ich liebe — Wollt ich mitten unter Rosen — Mit der artigsten Brünetten — Frohe Gartenspiele spielen. — Schatten, West und

---

<sup>64</sup> Als Gleim noch Hauslehrer beim Kommandeur der Leibgarde in Potsdam war, hörte er von diesem über einen, im Zweikampf verwundeten Offizier. Er besuchte ihn — es war Ew. Chr. von Kleist — und las ihm dieses Gedicht vor. Körte, Seite 21, f., erzählt: „Das kleine Lied erhielt dem Kranken das Leben; denn er lachte laut, auf, zog die verwundete Hand nach sich, brachte sie in unrechte Lage, und die Pulsader sprang auf. Gleim holte den Wundarzt, der erklärte: Das Aufspringen der Pulsader sei ein großes Glück, denn es fanden sich Spuren vom kalten Brande. Mittel dagegen wurden angewandt Der Arzt rühmte scherzend die Wirkung der Poesie.“

<sup>65</sup> Goedeke, „Elf Bücher deutscher Dichtung“, I, 595, bringt nur das Gedicht nach Körte, ohne textkritisch die frühere Fassung zu berücksichtigen, was er doch sonst mit Genauigkeit zu tun pflegt, wie bei Fischart, bei Goethe u. a.



Nachtigallen —

Pries ich ihr als Spielgesellen“ - - [Ausg. I, Nr. 5.], woneben übrigens die spätere Fassung besonders für den Anfang Beachtung verdient [Körte Nr. 3]. Zur ersteren Art gehört u. a. noch das vorletzte Lied des ersten Buches, „Die Jugendlust“: „Laßt den alten Ehrenmann — Unsre Jugend schelten! — Weil er es nicht lassen kann, — Soll er's nicht entgelten. — Weiß er doch, worauf er schilt, — Was ihm jetzt nicht wenig gilt, — Tat er sonst nicht selten.“ Dies Lied, aus acht Strophen bestehend, ist auch in den späteren Ausgaben ganz unverändert geblieben.

Zur zweiten Art der gelungenen Nummern sei noch gerechnet das an das echt Anakreontische streifende Lied „Der Tauber“, aus Teil II, das zugleich in seinem Anfang: „Wo bist du nun gewesen, — Du ungetreues Weibchen?“ - - an ein beliebtes altes Volks-Kinderliedchen erinnert.<sup>66</sup>

Auf der Vorderseite des Exemplars Spalding findet sich von Gleims Hand ein Widmungsgedicht, das, bisher nirgend veröffentlicht, hier mitgeteilt sei:

An Herrn Spalding.  
 Freund, ehr an einem Heyden  
 Die Stärcke deiner Tugend!  
 Er zürnte mit den Göttern  
 Und war schon ihr Rebelle  
 Als Zevs den Götterbothen (sic!)  
 Ihm vom Olympus sandte.  
 Zevs, sprach Merkur, vermeldet,  
 Er woll um deinetwillen  
 Das ewge Schicksahl ändern!  
 Dein Unglück, wenn es dauert,  
 War eine Lust der Götter,  
 Es machte Zwölfe glücklich.  
 Nun nimmt er diesen Zwölfen  
 Ihr Glück um deinetwillen;  
 Und einer deiner Freunde  
 Ist unter diesen Zwölfen.  
 Schnell betete der Heyde:  
 O Zevs, vergieb dem Staube,  
 Der wider dich gemurret!  
 Bestädige (sic ) mein Unglück,  
 Und laß es sich verdoppeln,  
 Um meines Freundes willen!

---

<sup>66</sup> Wo bist du denn gewesen, Wo bist du denn gewesen, Mein Ziegenbockbock?

Johann Wilhelm Gleim.

Dahin gehört, als anakreontisch zu bezeichnen, „Die Träumerin“; man vergleiche damit Anakreons „τοῦ αὐτοῦ ὄναρ“: „διὰ νυκτὸς ἐγκαθεύδων — —Endlich das in der späteren Ausgabe zum Teil veränderte Lied I, I: „Anakreon“. Vers 3 desselben fehlt bei Körte; vielleicht hat Gleim diesen Vers: „Er salbt den Bart mit Salben“ darum fortgelassen, weil er zu wörtlich dem Anakreon entlehnt ist; man [402] vergl. Anakreons: εἰς τὸ ἀφθόνως ζῆν Vers 5, 6: „ἐμοὶ μέλει μύροισιν — καταβρέχειν ὑπὴν“.

Über Gleims spätere Liedersammlungen läßt sich im Allgemeinen nur noch ungünstiger urteilen als über seinen ersten "Versuch“.

Wie matt und kläglich sind nicht Lieder wie das 1766 gedichtete „Harpax am Parnaß“:

Was erblick ich, Götter, was!  
Auf dem Wege zum Parnaß! — —

Wenig gelungen sind auch seine „Volkslieder“.<sup>67</sup> Das mag erhellen aus „Des Landmanns Frühlingslied“, einem der immerhin besseren unter ihnen [Körte I, Seite 367]; es beginnt:

Da sind ja meine lieben Störche  
Schon wieder hier!  
Da singt ja meine liebe Lerche  
Schon wieder mir! —

Diese traurig-wohlfeile Fürwortreimerei auf „mir“, „dir“, „wir“, „mich“ und „dich“ und höchstens „Friederich“ zeitigt bei unserm Dichter, der doch einst Bodmers Parteigänger in der Reimlosigkeit war, ihre kläglichsten Proben in seinen späteren Grenadierliedern. Diese Sangesweise hatte ihn seinerzeit berühmt gemacht. Und wenn er, der einst als Sekretär des alten Dessauers aus dessen Feldlager entwichen war, hier auch nicht aus persönlicher Erfahrung heraus zu singen vermochte, so war es ihm doch beschieden, mit ihnen einen Ton zu treffen, der im Preußenheer und -Herzen weithin Widerhall fand. Den „Preußischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier“, 1757, mit dem „Vorbericht“ von Lessing, folgten nach und nach mehr als ein halbes Dutzend ähnlicher Sammlungen, von denen einzelne in den Werken Gleims fehlen, auch bibliographisch nicht berücksichtigt sind.

Wenn ich mich hier der älteren Grenadierlieder Gleims annehme, so weiß ich sehr wohl, daß dieselben von maßgebender Seite oft anders eingeschätzt sind. Goedeke z. B. urteilt (Grundriß II, 581): „Gesuchte mit Vorstellungen des Altertums ausgeputzte Vaterlandsgefühle unter der Maske eines Grenadiers“, und (Elf Bücher D. D. I, 594): „Aus gelehrter, man möchte sagen literarhistorischer Berechnung hervorgegangen“. Um so empfindungs- und gedankenärmer sind jene späteren Reimereien.

---

<sup>67</sup> Erschienen zunächst im Selbstverlag unter dem Titel: „Lieder fürs Volk“. Vergl. Körte, Seite 166.

Man lese in den „Kriegsliedern vom März 1778 bis April 1779“ (Körte IV, 123, ff.):

Wir rüstige Dragoner, wir  
Wir, alle Männer! sind  
Dem Vaterlande theuer, wir  
Beschützen Weib und Kind!

oder in den „Marschliedern“ von 1790 (Körte IV, 170):

Auf, alle Welt, auf den, auf den,  
Der Ruhe stört, auf ihn!  
Er leb im fernen Indien,  
In Stambol oder Wien.

Aber, einmal gewurzelt im besseren Erdreich für diese Schaffensrichtung, hat er statt der bombastischen Wortflechtere, sobald er sich löblicher Kürze bediente, ganz zuletzt noch einmal ein lebensfähiges Reislein getrieben:

(Am 25. Februar 1800)

„Deutsche Treue, deutscher Wein,  
Ganzer und nicht halber Rhein!“  
Das ist Landsturms Wort und Zeichen,  
Das darf keinem Feinde weichen!

(Gleims Zeitgedichte von 1789—1803, Seite 143; freilich sind die schönen Worte der beiden ersten Verse von anderweither übernommen.)

So starben seine patriotischen Gesänge weder im Volk noch in der Literatur ganz aus. Noch 1836 sang M. Veit als Glückwunsch an Stägemann, „dargebracht vom Preußischen Grenadier“ (Th. Mundts Dioskuren I, 182):

Zu rapportieren kam ich her  
Vom Liedervater Gleim,  
Und bat zu deinem Fest ihn sehr  
Um einen kräftgen Reim.

So eine zugkräftige kleinere Nummer ist (Körte II, 42): „Was ich seyn möchte“. Diese „Schnurre“ ist zwar nicht gerade volkstümlich, zeigt aber unverkennbaren Schwung. Vielleicht deshalb hat Mozarts großes Genie ihr die Ehre angetan, sie in Musik zu setzen. Gedichtet ist dies bekannte Liedchen 1776

und beginnt: „Ich möchte wohl der Kaiser seyn.“ Man mag es als eines der besten Gleims gelten lassen. Bei dieser Gelegenheit ist zu erwähnen, daß selbst ein Komponist wie Mozart auf einige Zeit von einer Art anakreontischen Geistes ergriffen gewesen zu sein scheint, da ja eine größere Anzahl seiner Liedra auf [403] anakreontische Texte geschrieben sind. So sind Weisses „Der reiche Tor mit Gold geschmücket“, „Ihr Mädchen, flieht Damöten ja“, „Wie sanft, wie ruhig fühl' ich hier“, „Sobald Damötas Chloen sieht“ und Klamer Schmidts „Die Engel Gottes weinen“, J. G. Jacobis „Wenn die Lieb' aus deinen blauen“ durch Mozart bekannt geblieben.

Alle die Gleimschen Schwächen und Mängel trägt noch einmal das 1794 erschienene Büchlein von Gedichten zur Schau, die sich sämtlich auf das „Hüttchen“ und den „Hüttner“ beziehen. Am besten gelingt ihm dabei die Nachahmung der Poesien anderer. So erinnert einiges scheinbar tiefer Empfundene recht lebhaft, teilweise bis auf den Wortzusammenhang, an Klopstock. Anderes, z. B. das: „sein Vaterauge fehlt mir nicht“ scheint Geliert nachgebildet; aber „scheint“ doch nur; denn in Wahrheit bleibt er immer der „alte Gleim“. Man könnte geneigt sein, wie über „Halladat“, so auch über ernstere Einzelversuche hier mit Eichendorff zu urteilen, daß er seine platteren Ansichten in eine tiefere Weltauffassung habe „einschmuggeln“<sup>68</sup> wollen.

Gleims Gedichte, auch seine „Scherzhaften Lieder“ sind oft überschätzt worden, besonders von einzelnen Zeitgenossen; auch Jördens (Lexikon II, 141, ff.) sagt zuviel, wenn er seinen Gesang „ungekünstelt“ nennt und daneben besonders „seinen leichten Fluß der Gedanken“ lobt. Gleim konnte sich nie von einer platten Manier befreien, die jede Beweglichkeit und den leichteren Gedankenfluß geradezu hemmt. Er hat den Gegenstand seines Gedichtes nie tief erfaßt und bleibt überall in abstrakten Reflexionen, denen aber die nötige Klarheit und Schärfe des Verstandes mangelt, hängen. Diese Reflexionen haben auch nur den Wert gelegentlichen matten Einfalls. Darum müssen wir im Gegensatz zu Jördens behaupten, daß seine Gedichte fast überall maniriert und „gekünstelt“ sind. Jördens gibt auch selbst zu, daß viele seiner Gedichte „höhere Vollendung“ erlangt haben würden, „wenn sie durch die letzte Feile gegangen wären“. Und dies weist uns wieder auf des Dichters schwächste Seite, nämlich den entschiedenen Mangel an jeder Kritik. Wir erkannten diesen Mangel schon an der Art, wie er an seinen eigenen Gedichten herumbesserte. Daß er Kritik und „alles Rezensententum“ hasse, spricht Gleim gelegentlich selbst aus.<sup>69</sup> Offenbar aus einer gewissen Scheu vor der Kritik ist er eingenommen gegen tiefer angelegte kritische Naturen, wie Lichtwer und auch Lavater.<sup>70</sup> An Herder schreibt er einmal: „Erfinden, hinwerfen aufs Papier in erster Hitze, dieses ist Lust; Zeile für Zeile — - -“ und gegen Kritik am eigenen Entwurf verwahrt er sich.<sup>71</sup> Dieser empfindliche Mangel aber erscheint nur als Kehrseite von etwas anderem. Im Grunde dachte Gleim von seinen Anlagen und seinen Leistungen sehr hoch. „Er wurde zum zweiten Gottsched, und nur die übertriebene Eitelkeit war daran schuld“, urteilt Weisse.<sup>72</sup> Die großen Schwächen, die seinen Gedichten anhafteten, blieben vor seinen Augen durchaus nicht immer verborgen. Auch erkannte er die Notwendigkeit ernstlicher Korrektur. Deshalb hatte er seine Dichtungen einst seinem Freunde Ramler übersandt. Als dieser nun wohlmeinende, aber gerechte Kritik zu üben begann, nahm ihm Gleim dies derart übel, daß er sich noch 1802, da Ramler schon mehrere Jahre tot war, in der Berliner

---

<sup>68</sup> Eichendorff, a. a. O. I, 233.

<sup>69</sup> Z. B. Körte, a. a. O. Seite 188.

<sup>70</sup> Seite 57 und 237.

<sup>71</sup> Vergl. Minor und Sauer: „Studien zur Goethe-Philologie“, Wien 1880, Seite 31.

<sup>72</sup> Minor „Chr. Fel. Weisse and seine Beziehungen zur deutschen Literatur“, Seite 324.

Monatsschrift mit heftigsten Worten über ihn ausließ.<sup>73</sup> Wo seine Dichtereitelkeit berührt wurde, konnte der sonst als gegen jedermann so mild und väterlich geschilderte Gleim „bis in sein höchstes Alter hinein“ vom „heftigsten Zorn“ erfüllt werden.<sup>74</sup> War doch dieser Zorn einmal so stark gewesen, „daß er in ein hitziges Fieber verfiel, worin er in Berlin mehrere Wochen lang nicht ohne Gefahr lag.“<sup>75</sup> Mit der Unlust, seine eigene Charakterschwäche — die er bei unleugbaren Vorzügen unverkennbar besaß — wahrzunehmen, stand die Unlust im engen Zusammenhange, seine eigenen Werke zu kritisieren und wahrhaft verständig zu redigieren. Vom Anfang bis zum Ende seiner Dichterlaufbahn hat er nicht vermocht und nicht gelernt, mit Fleiß seinen Stoff wirklich durchzuarbeiten und dann an den Werken mit exakter Schulung zu [404] feilen.<sup>76</sup> Darum war er eigentlich nie imstande, seine Gedichte zu verbessern, und wo es auf eine mit männlicher Kraft durchzuführende wirkliche Bearbeitung, ja Umarbeitung, ankam, war höchstens leichtgeschaffene Umdichtung das Resultat. Weil er seines eigenen Wesens Schwächen nicht mit prüfender Kraft in ihrem Grunde erkennen mochte, so vermochte er auch nicht in die Gegenstände, die er zum Stoff für seine Dichtungen wählte, genügend einzudringen. Und darum gerade blieb sein Dichten vom wirklichen Leben unberührt; seine Gedichte brachten nichts Lebensfähiges mit auf die Welt.

Von größter Tragweite aber ist dabei: seine zahlreichen Jünger hat er ebensowenig je in kritische Zucht genommen! —

---

<sup>73</sup> Vergl. Friedr. Nicolai, Neue Berliner Monatsschrift, XI. Bd., 1804. Seite 55, ff.

<sup>74</sup> Ebenda.

<sup>75</sup> Ebenda.

<sup>76</sup> Vergl. auch Boies Urteil über Gleim: „er schade sich sehr, daß er jedes ungefeilte Gedicht gleich drucken lasse, und nicht wisse, was Wahl sei.“ Weinhold: Hein. Christ. Boie, Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur des XVIII. Jahrhunderts. Halle, 1868.

## II.

Wie Pyras, so ist auch Rudniks frühes Dahinscheiden schon deshalb sehr zu beklagen, weil auch er vielleicht von Einfluß auf eine bessere Entwicklung der Gleimschen Muse geworden wäre. Wir besitzen von Rudnik nur eine einzige, in Prosa geschriebene Ode „Über die durch Unvorsichtigkeit abgebrannte Kirche zu Glaucha bei Halle. 1740, den 6. Jenner. An Herrn Goetzen“<sup>77</sup> Sie beginnt: „Die Stätte raucht noch, welche mit Ruinen des Gotteshauses bedeckt ist Hilf Himmel, wie raste der wilde Brand! Die Flamme entweihte den Altar. Eine rote Glut schwingt sich aus der Gruft in die Spitze, —“.

Der Schluß lautet: „Liebster Freund, der Himmel läßt uns unter einem sichern Dache wohnen. Das Feuer, welches anderer Güter frißt, hilft uns die Kälte bestreiten. Wir wollen dem Norde Trotz bieten, und bei den langen Winternächten, denen es nicht an Schönheit fehlet, uns mit der Dichtkunst beschäftigen. Die Sterne blitzen in dem dunkeln Blau noch einst so stark, und Phoebe gibt weit hellere Blicke. O Thirsis, genieße in Zufriedenheit die irdischen Güter, - - -“.

Besinge dein Vergnügen und unsere Freundschaft, und erwarte unter Scherz und Lachen die heitern Frühlingstage. Rudnik aus Danzig.“ Man erkennt leicht, wie Rudnik gegen den Schluß der Ode sich mehr und mehr in den anakreontischen Ton hineinschreibt. Die Form der Prosa schien ihm vielleicht eine geforderte Konsequenz des „Reimfreien“ zu sein.

Götz selbst, an den diese Ode gerichtet ist, hat uns seine Poesien in 3 Büchern<sup>78</sup> hinterlassen. Doch ist aus diesen die Bedeutung des Dichters darum schwer festzustellen, weil seine Werke fast ausnahmslos<sup>79</sup> durch die oft stark feilende Hand Ramlers gegangen sind.

Joh. Nicolas Götz (geboren den 9. Juli 1721 zu Worms, studierte 1839—42 in Halle, ward Prediger an verschiedenen Orten des Elsaß und zuletzt Superintendent zu Winterburg, wo er den 4. November 1781 starb), scheint für sein eigenes Dichten in anakreontischer Weise sich [428] einer strengeren Schulung unterzogen zu haben, als es Gleim je getan. Bevor er Gedichte der Veröffentlichung wert hielt, übersetzte er, und zwar in Gemeinschaft mit dem Freunde Uz, die Lieder des Anakreon.<sup>80</sup> Bei deren Veröffentlichung wurden einige seiner eigenen Lieder anhangsweise mitgeteilt Götz scheint in seiner Jugendpoesie nicht ohne warme Empfindung gewesen zu sein. Im entschiedensten Gegensatz zu Gleim war er still in sich gekehrt und in geringem Maße vertrauensvoll. Dadurch mag auch sein poetisches Gefühl mehr und mehr erkaltet geworden sein, so daß er, wie J. H. Voss berichtet,<sup>81</sup> im Jahre 1777 an den Gießener Schmid schrieb: „Ich bin zum Dichten zu kalt, und vielleicht schon lange.“ Diese Kälte und seine größere Zurückgezogenheit hatten dann wohl auf seine Arbeitsweise die Rückwirkung geübt, daß er hierin „ängstlich“ und „unsicher“ vorging.<sup>82</sup> Er ergänzt somit augenscheinlich Gleim. Weder war er so produktiv wie jener, noch arbeitete er mit sonderlicher Leichtigkeit „Mir ist kein Dichter bekannt, der so mühsam arbeitete als unser Götz“, sagt Voss.<sup>83</sup> Manche seiner Gedichte haben zweifellos durch diese Arbeitsweise gewonnen. Der Mehrzahl gebührt

<sup>77</sup> Vergl. Weimarische Jahrbücher III, Seite 475 ff.: „Eine Ode Rudniks“, mitgeteilt von Reinhold Köhler.

<sup>78</sup> Herausgegeben von Ramier, Mannheim 1785.

<sup>79</sup> Vergl. „Über Götz und Ramier, kritische Briefe von Joh. Heinr. Voss.“ Mannheim 1809.

<sup>80</sup> Erschien 1746.

<sup>81</sup> a. a. O., 61.

<sup>82</sup> a. a. O., 29.

<sup>83</sup> a. a. O., 29.

ein gewisser Vorzug vor denen Gleims. Wie Gleim hat auch er mehrfach französischen Poeten nachgedichtet, und gerade in diesen Nachbildungen hat er nicht das Schlechteste geleistet, so Buch II, Seite 215 ff.: „Heinrichs des Vierten Abschied von der schönen Gabriele“. Wenn Gleim sich in etlichen Romanzen versucht hat — er hat den Ruhm, zuerst in Deutschland als Romanzendichter aufgetreten zu sein —, die allerdings geradezu „schauerlich“ sind und mit ihren unheimlichen Mordaffären nur zu sehr der gröberen Bänkelsängerpoesie verfallen: so hat Götze uns „Balladen“ hinterlassen, z. B. „Die Gefangenen durch Aug und Ohr“.<sup>84</sup> Freilich keine echte Ballade; mehr ein etwas bizarres und schwülstiges anakreontisches Liedlein nach der Weise Gleims. In dem Grade, wie bei Gleim Leben und Dichten unvermittelt blieb, mag es nicht ganz bei Götze der Fall gewesen sein. Seine Gedichte tragen überwiegend den Stempel melancholischer Empfindung der Verlassenheit, der Zurückgezogenheit Sie entsprachen damit seinem Leben. Auch aus den mehr tändelnden Gedichten ist meist ein leiserer düsterer Klang vernehmbar. Eichendorff<sup>85</sup> bemängelt: „Nur der evangelische Pfarrer Götze konnte sich aus den Rosengirlanden niemals herauswickeln“. Eichendorff urteilt zu viel. Eichendorff ist Katholik und will es vielleicht dem frei dichtenden „evangelischen Pfarrer“ antun; fugt auch hinzu: „er ist auf seiner ‚Mädcheninsel‘ sitzen geblieben.“ Über diese später. Was die „Rosengirlanden“ betrifft, so sind sie gerade mit Recht für Götze geltend zu machen. Götze machte sich in seinem Dichten von dem nicht Erlebten los; nicht aber wollte er sich losmachen von dem, worin er bei aller Zurückgezogenheit lebte und atmete. Weil er das gar nicht wollte, so trifft ihn hier Eichendorffs Kritik auch nicht, der ihn tadelt, weil er es nicht könne. In der Tat nämlich war es Götzes prächtiger, ebenso idyllischer wie romantisch gepflegter und umhegter Garten mit seinen Rosen und traulichem Erlengebüsch am Rande des sanft vorbeirinnenden Baches, der dem Dichter die poetische Stimmung gab.<sup>86</sup> Möge man diesem Poeten, von dem ein Herder<sup>87</sup> mit so erhebenden Worten spricht, dessen geringe Verbreitung ein Goethe<sup>88</sup> beklagt, sein Weniges lassen. Von weiterem Einfluß auf jüngere Dichter war er nicht und konnte es nicht sein. Geschadet hat er der Entwicklung der Poesie nichts, und mit wenigem vermag er wenige immerhin zu erfreuen. Unter seinen früheren Gedichten sind ein paar recht leidliche. Sie berühren angenehm durch eine gewisse Sanftheit der Stimmung. In H. Chr. Schmidts „Anthologie der Deutschen“ finden sich noch einige gesammelt. Im allgemeinen aber wird man Voss Recht geben müssen, daß zumal die späteren Gedichte erst durch Ramlers Feile die Vollendung ihrer gegenwärtigen Gestalt erhalten haben.

[429] Die Ungezwungenheit, ja Gewandtheit der Sprache in seinen Gedichten, die man wohl hin und wieder rühmen hörte,<sup>89</sup> und die fließende Versifikation ist dem Verdienst Ramlers anzurechnen. Auch Voss bestätigt, daß sich Ramler ganz außerordentliche Mühe bei der Korrektur und Politur der Gedichte gab und dennoch möglichst schonend gegen die Fassung des damals schon verstorbenen Autors vorgegangen sei. „Wenn der Aufgaben zum ‚Erraten‘ zu viel und das Gedicht wie ein ‚Rätsel‘

---

<sup>84</sup> Poetische Werke, herausgegeben von Seite Ramler, I, 75. Der Schluß lautet:

„Du und dein Pandor\*“

„Haben mir das Herz gefangen“

„Durch das Aug, und durch das Ohr.“

\* „Eine Art von Laute mit Drahtsaiten.“ Anmkg. d. D.

<sup>85</sup> a. a. O. I, 226.

<sup>86</sup> So berichtet Knebel in Herders Adrastea. V. Bd. 2. Stück. 1803 — Wiederabgedruckt in Voss' „Götze und Ramler“.

<sup>87</sup> Adrastea, a. a. O.

<sup>88</sup> Dichtung und Wahrheit, III; im 15. Buch.

<sup>89</sup> Vergl. Jördens, a. a. O. II. Seite 190 ff.

war“, äußerte er einst, „so ward es zurückgelegt“ Er fand zu viele dunkle Stellen in Götzens Gedichten und wußte besonders an der Sprache — „die mitunter in die schönen Fluren 'gewunken' ward“<sup>90</sup> — zu tadeln. Ob übrigens Ramlers Verbesserungen immer der früheren Fassung vorzuziehen sind, ist trotzdem zu bezweifeln. Einzelne Züge des Liedes „Auf den Burgunderwein“ (bei Ramler: „Lob des Burgunders“) sind in der alten Fassung gelungener. Vielfach aber sind Ramlers Änderungen wirkliche „Besserungen“; dies geht z. B. aus der Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen des Gedichtes hervor, das Friedrich dem Großen so sonderlich gefiel: „Die Mädcheninsel“. Voss führt den Vergleich zugunsten Ramlers in übersichtlicher und überzeugender Darlegung durch.

Lieder wie „Der dichtende Knabe“, „Von der Freude“, „Der Frühling“ werden immer ihren Reiz behalten.

Tiefer angeregt als die Genannten ist der noch fehlende im Bunde: Uz. Er darf als wirklicher Dichter gelten. Joh. Peter Uz war geboren zu Ansbach am 3. Oktober 1720, studierte die Rechte in Halle und starb als Rat zu Ansbach am 12. Mai 1796.

In seinen anakreontischen Liedern wohnt trotz aller unverkennbaren „Tändelei“ doch anmutende Frische und belebende Heiterkeit Wie ansprechend, dabei ganz im Sinne des sogenannten Anakreon gehalten,<sup>91</sup> ist nicht sein Lied:

„Ein Traum“!<sup>92</sup> Auch seine anakreontischen Lieder sind leicht, — Spalding<sup>93</sup> beanstandete sie sogar wegen zu freier Form und weil er glaubte, in manchen eine gewisse Selbstbespiegelung des Dichters erblicken zu sollen. Aber man merkt Uzens Poesien gleichwohl an, daß der Dichter in dieser Form nicht befangen bleiben konnte. Uzens anakreontische Lieder weisen über sich selbst hinaus, wie sich das aus mehreren seiner früheren Gedichte nachdeuten ließe. Hier sei nur eines erwähnt: „An die Freude“.<sup>94</sup> Es besteht aus 7 Strophen, deren jede 8 Verse in vierfüßigen Trochäen [430] enthält, mit abwechselnd klingenden und stumpfen Endreimen. Es beginnt: „Freude, Königin der Weisen“ und mag eines von denjenigen Uzischen Gedichten gewesen sein, die auf Schiller Anregung geübt haben. Durch Mozarts Komposition erhielt es weitere Verbreitung. Es ist graziös in der Form, so melodischen Schwungs, dabei von einer trotz aller scheinbaren Leichtigkeit so tiefen Auffassung des Objekts, daß man allerdings berechtigt sein durfte, von dem Dichter des Liedes mehr zu erwarten. Und die vortrefflicheren Dichtungen sind denn auch später von Uzens Seite nicht ausgeblieben.

Weit weniger als Uz war von vorn herein von Kleist (Christian Ewald v. Kleist, geboren zu Zebbin in Pommern am 3. März 1715, studierte in Königsberg, ward dänischer, dann preußischer Offizier, am 12. August 1759 bei Kunersdorf tödlich verwundet, starb am 24. August zu Frankfurt a. O.) in der Gleimschen Manier befangen. So hat er auch nur wenige „Lieder im scherzhaften Tone“ gedichtet. Unter sie gehören: „Gedanken eines betrunkenen Sternsehers“ — in einer so eigentümlich epigrammatischen Form gehalten, daß er damit teils Lessing, teils Claudius vorgriff. Sodann ist zu

---

<sup>90</sup> Voss, a. a. O. Seite 27.

<sup>91</sup> Vergl. die anakreontische Ode διὰ νυκτὸς ἐγκαθεύδων.

<sup>92</sup> Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. Neue Auflage. Leipzig. In der Dykischen Buchhandlung. 1772. I, Seite 19, f.

<sup>93</sup> „Briefe des Herrn Spalding an Herrn Gleim“. Frankfurt und Leipzig 1771. Brief vom Februar 1750; Seite 61.

<sup>94</sup> Uz, a. a. O. I, Seite 242, ff.



nennen: „Epigramm an Elise“, „Liebeslied an die Weinflasche“ und „Dithyrambe“.<sup>95</sup> Die leichte und gedrungene Sprache zeichnet diese Lieder vorteilhaft vor anderen aus; in der Regel verbindet sich damit eine „sanfte Harmonie“.<sup>96</sup> Kleist fällt mit dem Schwerpunkt seines Schaffens weit über die einseitig jugendliche Sphäre der Anacreontiker hinaus.

Ein spezieller Anhänger Kleists und Nachahmer seiner leichteren Muse war Joh. Joachim Ewald (geboren zu Spandau am 3. September 1727, studierte die Rechte in Halle, 1752 Auditeur in Potsdam, dann in Dresden. Bewegtes Leben; England, Italien; ward katholisch; in Nordafrika verschollen). Unter seinen „Liedern und Sinngedichten. In zweyen Büchern 1757“ befinden sich auch solche von Kleist. Letzterer spricht sich darüber in einer Note zu dem Liede „An Thyrsis“ aus: „Dieses Stück ist, aus Versehen, in einer Sammlung von Gedichten eines meiner Freunde, gedruckt worden; und ein Lied dieses Freundes, das die Aufschrift hat: ‚Phyllis‘, ist in die ehemalige Sammlung meiner Gedichte gekommen. Ich hätte bey dem Tausche nichts verloren; ich will aber auch nicht, daß mein Freund verliere; und nehme daher das meinige zurück, und überlasse ihm das seinige.“ [Vergl. „Des Herrn Chr. Ew. v. Kleist sämtliche Werke, Berlin bey Chr. Friedr. Voss, 1766“. I, 23.] In dieser posthumen [431] Ausgabe finden sich kleine Abweichungen des Gedichtes zu Ewalds oben angeführter Ausgabe. Bei Kleist steht Thyrsis; bei Ewald Thirsis. Vers 3 lautet bei Kleist:

Was machst du dir itzt alten Kummer neu?

bei Ewald:

Mach dir nicht alten Kummer neu!

Ewalds Dichtungen sind höchst dürftig.

Mehr in den Bahnen Gleims als Kleist wandelten Joh. Georg Jacobi und Joh. Benj. Michaelis. Bei ersterem (J. G. Jacobi, geboren den 2. September 1740 zu Düsseldorf, studierte in Göttingen, durch Klotz nach Halle berufen, folgte Gleim nach Halberstadt, gestorben am 4. Januar 1814 als Professor zu Freiburg) haben wir zwei Entwicklungsstadien zu unterscheiden. Die bis ins „Läppische“<sup>97</sup> fallende anakreontische Tändelei hat unter den Jüngern Gleims keiner so weit getrieben wie er. Allenthalben „Täubchen“ und „Huldgöttinnen“ „Der Kuß“ und die „kleine Spröde“; - „o, ich fühl’ im sanften Wehen — o, ich fühle deinen Kuß.“<sup>98</sup> Oft hat er seiner Anacreontik prosaische Umhüllung verliehen, aus der die kleinen Gedichtchen, wie ein Hirtenliedchen aus der Idylle, sentimental heraustönen. Man kann darin einen Übergang der einfachen Anacreontik zur Gessnerschen Idylle erkennen. In der Art hat übrigens auch v. Gerstenberg mehrere seiner „Tändeleyen“<sup>99</sup> gehalten.

Aber schon in einzelnen der früheren Jacobischen Gedichte tritt eine gewisse Leichtigkeit, ja Eleganz des Stiles hervor. Manche von ihnen berühren darum angenehm. So das „Morgenlied“, das uns an den alten Minnesang erinnert und weit gelungener den Ton desselben wiedergibt als Gleims „Lieder nach den Minnesingern“, die überhaupt zu Gleims dürftigsten Versuchen gehören. Je mehr er sich von dem Hallenser Klotz abwandte, mit dem er in Halle in engster Verbindung „stuhnd“<sup>100</sup> um so mehr scheint

<sup>95</sup> Chr. Ew. v. Kleists sämtliche Werke, herausgegeben von W. Körte. Berlin 1840. (Neue Ausgabe.) II, Seite 42, 41, 26, und dazu: Minor über Chr. Felix Weisse, Seite 53, Anm.

<sup>96</sup> Jördens, a. a. O. Artikel „Kleist“.

<sup>97</sup> Kant, „Über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“. Ausgabe von Rosenkranz. Bd. IV, Seite 409.

<sup>98</sup> J. G. Jacobis Werke, III, Seite 22.

<sup>99</sup> „Tändeleyen. Leipzig 1759“, anonym; aber gewidmet einem Frl. von Gerstenberg. Vergl. Goedeke, Grundriß II, Seite 603.

<sup>100</sup> Jacobis Werke, Bd. VIII, Seite 37.

er auch die süßliche Spielerei mit „Amoretten“ und „Zephyren“ aufgegeben zu haben. Als er die Herausgabe der Zeitschrift „Iris“ (früheren Datums) abschloß (1776) schrieb er, nachdem er das Wohlgefallen am Kußgetändel überwunden hatte, von dem Herzenskuß der Mutter mit der Ermahnung zur warmen Kinderpflege. Boie, übrigens ein gegen seine dichterischen Zeitgenossen strenger Kritiker, hatte schon in einem Briefe von 1769 mehr von ihm erwartet. Er schreibt: „So ist er doch vielleicht der Dichter, der die deutsche Muse in die große Welt einführen wird.“<sup>101</sup> Darin hatte

[432] Boie sich freilich getäuscht. Jacobi teilte viel zu sehr den Sinn Gleims, und zwar nach zwei Seiten hin, wie Boie dies auch richtig hervorhebt. Einmal feilte er viel zu wenig; sodann mochte er keine Kritik hinnehmen. „So lange Jacobi sich selbst mit Selbstgefälligkeit betrachtet — — und sich nicht ein gewisses faselndes Wesen abgewöhnt“, schreibt Boie, „wird er auch nur auf das eingeschränkte Lob seiner Freunde rechnen können.“

Die „deutsche Muse“ „in die große Welt einzuführen“, dazu war Jacobi zu klein;<sup>102</sup> jedoch im kleinen hat Jacobi hin und wieder Tüchtigeres geleistet. Dabei braucht nicht nur erinnert zu werden an das längere Zeit Goethe zugeschriebene und sogar von Goethe selbst als sein eigen angesehenes Poem „Wie Feld und Au“;<sup>103</sup> auch an so herrliche Lieder ist zu denken wie „Sagt wo sind die Veilchen hin?“ [freilich von Jacobi „nach einem alten Liede“ gedichtet], an das „Aschermittwochslied“ und die „Litaney auf das Fest aller Seelen“, der später Franz Schubert so wunderbare Töne verlieh.

Goethe scheint in früherer Zeit einige Züge Jacobischer Dichtung genutzt zu haben. Minor und Sauer a. a. O. geben eine teilweise Übersicht solcher Benutzungen. Auch Goethes Ballade „Hochzeitlied“ knüpft an eine Stelle bei Jacobi (III, 197) an; [vergl. meinen Nachweis in C. Loewe, Gesamt-Ausgabe bei Breitkopf & Härtel, Band XI, Seite XLV.] Der Unterschied der dichterischen Talentkraft beider indes tritt gerade auf Grund solcher Vergleiche klar hervor; man halte z. B. gegen Jacobis Gedicht ähnlicher Tendenz „Der Bach“ [II, 220], wo schließlich auch die „Küsse“ nicht einmal fehlten, Goethes machtvolle Ode „Mahomets Gesang“.

Mit Jacobi in einzelnen Zügen verwandt erscheint Johann Benjamin Michaelis. (Geboren zu Zittau den 31. Dezember 1746, studierte er, von Gleim unterstützt, in Leipzig; Redakteur des Hamburger Korrespondenten, Theaterdichter, Gleims Hausgenosse in Halberstadt; starb bereits am 30. September 1772.) Edlere Sprache, größere Gewandtheit, mehr Innigkeit zeichnen auch seine Gedichte vor den Gleimschen aus. In den meisten Fällen übertrifft er daher den Meister, dem er stets nachbildet. Seine Lieder lassen auch eine fester durchgearbeitete Metrik erkennen. Zu nennen sind „Der Trinker“, „Der Traum“, „Schäferlied“.<sup>104</sup> Sein Witz, wenn auch tändelnd, ist doch wieder originell. Angeführt sei Strophe 3 aus dem „Traum“: „Und die Amorn werden freier; Ein'ge nahmen mir die Leyer; Andre blättern zum Trutz. - - mir in Weisse, Gleim und Uz!“

Seinem Freunde Jacobi widmete er 1771 „aus seiner Studierstube in Halberstadt“ nach 10 Seiten Vorrede auf 6 Seiten Beilage: „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas“, woselbst die erste Strophe lautet:

---

<sup>101</sup> Boie bei Karl Weinhold a. a. O. Seite 142. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in den sechziger Jahren sich doch auch eine Stimme nüchterner und verständiger Kritik erhebt.

<sup>102</sup> Auch er blieb, wie die andern, zu „kleinstädtisch“; vergl. J. Hillebrand, a. a. O. Seite 60.

<sup>103</sup> Himburg in Berlin hat es 1779 seiner [Nachdruck-] Ausgabe aus der Iris eingefügt. Goethe stellte es erst später unter seine Gedichte.

<sup>104</sup> Vergl. J. B. Michaelis' sämtliche Werke. Wien 1791, bei Schrambl, I, 47, 80, 78.

Es war der Held von Venus Stamm,  
 Der, weil er Feuer scheute,  
 Aus Troja lief, nach Welschland schwamm,  
 Und hungerte und freyte.  
 St. Juno nahm die Sache krumm  
 Vorjezzo weiß ich nicht: warum?  
 Wir Werdens aber hören.

[433] Man sieht deutlich: mit der Wahl des Gegenstandes wie der metrischen Form und mit der Neigung zum Travestieren tritt Michaelis hier als Vorläufer der ein Dutzend Jahre später erscheinenden, so großes Aufsehen erregenden „Aeneis“ von Blumauer auf, der darum hier in seinem Zusammenhange mit der deutschen Anakreontik erwähnt sei.

Kaum einer der Gleimschüler war dem Alten so treu geblieben wie er. So schließt er noch eines seiner letzten Gedichte („Auf Gleims Garten“):

„- - -; und insgeheim  
 Girr ich oft als Turteltaube,  
 Über ihr (d. i. der Laube) und girre — Gleim!“

Zu der Reihe des speziell Gleimschen Bundes gehört dann der immerhin talentvollere Klamer Schmidt (geboren am 29. Dezember 1746 zu Halberstadt, „bildete ihn vornehmlich Gleims Ermunterung und Freundschaft zum Dichter“ [Eschenburg]; ward dort Kriegs- und Domänenrat und starb als Domkommissär am 12. November 1824). Mit seinen „Fröhlichen Gedichten“ führte er sich 1769 in die Dichtervelt ein, denen u. a. seine „Vermischten Gedichte“, „An meine Minna“, „Gesänge für Christen“, „Katullische Gedichte“ (1774), „Poetische Briefe“, „Neue poetische Briefe“ (1790), „Komische und humoristische Dichtungen“ (1802) folgten. Auch hat er sich literarhistorische Verdienste erworben durch Sammlung der „Idyllen der Deutschen“ (1774—78) und „Elegien der Deutschen“ (1776). Seine Werke stehen antiquarisch in verhältnismäßig hohem Preise. Auf einzelne der Bibliographie bisher unbekannte Schriften soll später hingewiesen werden. Obwohl ganz von Gleim ausgehend,<sup>105</sup> bricht seine größere poetische Kraft sich bald von ihm los. Er wäre in dieser Beziehung neben Kleist, neben Ramler zu stellen, ist aber moderner als beide. Klopstock scheint auf ihn tieferen Eindruck gemacht zu haben. Man vergleiche Schmidts Lied: „Ich bin ein deutscher Barde, — mein Aug' ist Blitz, und wolkenhell — mein Saitenspiel - - -“ mit dem bekannten Klopstockschen: „Ich bin ein deutsches Mädchen“. Wie sehr er später Gleim überholt, dürfte das Triolett No. 3 beweisen: „Das Hüttchen im Grünen“,<sup>106</sup> das sämtliche Gleimschen Gedichte über „Hüttchen“ aufwiegt Klamer Schmidt weiß oft einen echt volkstümlichen Ton anzuschlagen. Mozart hat sich von seinem oben erwähnten „Lied von der Trennung“ angezogen gefühlt Gedichtet 1779, erschien es im Göttinger Musenalmanach für 1785, später dort noch einmal, stark verändert, 1798. Mozarts Musik hat

<sup>105</sup> Klamer Schmidts sämtliche Werke in drei Bänden. Bd. I, Nr. I, Nr. 2.

<sup>106</sup> Bd. III, 248.

der ersteren Fassung eine gewisse Weihe verliehen. Weithin bekannt ist sein „Großvatertanz“;<sup>107</sup> ferner sein „Mahle, Mülchen, mahle lustig, — Bist mein Mülchen du - - -.“ Die Skolie, die er für W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1804 schrieb, beweist, daß er in seinen Anakreonten von der Gleimschen Manier zur Lessingschen Denk- und Dichtweise fortgeschritten ist:

Heute leb' ich, heute trink' ich.  
 Ob es wohl den Göttern dünke,  
 Daß ich auch noch morgen trinke,  
 Sagt, wer weiß es!  
 Dies nur weiß ich, dies nur sicher u. s. w.

[434] Er hat Anakreon gut übertragen, auch frei nachgebildet und es verstanden, diese Nachbildungen wirklich volkstümlich zu prägen. Der Zug des Volkstümlichen überwiegt hier das spielende Getändel. Das zeigt auch sein bekanntestes Volkslied: „Da lieg ich auf Rosen mit Veilchen gestickt“, ein Lied, das sich freilich im Volksmunde viel verändert hat, wie schon obige Wendung bekundet; — Schmidt schrieb: „Hier sitz ich auf Rasen, mit Veilchen bekränzt“, in welcher Fassung das Bild auch weit natürlicher bleibt. Der anakreontische Zeitgeist hatte dafür die „Rosen“ eingeschmuggelt.

Als zu Gleims engeren Schüler- und Freundeskreisen gehörig wurden oben noch erwähnt: Gleim der jüngere, Jähns, Sangerhausen, Benzler. Unter ihnen interessiert Gleims Neffe am meisten. Nur spärliche Berichte geben über ihn Auskunft. Körte erwähnt ihn hin und wieder in Gleims Leben; Klamer Schmidt gibt in den Notizen zu Klamersruh (Leben und Werke III, 242) (10) einige Daten. Johann Wilhelm Ludwig Gleim der jüngere ist nach Schmidt als „Neffe des berühmten Dichters geboren zu Aschersleben den 3. November 1742. Hofrat und Lehenssekretär am Dome zu Halberstadt. Ein Mann von fröhlichstem Humor, Patriot, Musenliebhaber, aber leider des edelsten Sinnes beraubt, schon seit mehreren Jahren, ein Schicksal, das er bei vielen Geschäften und einem überwiegenden Hange zur Gesellschaft dennoch ruhiger trägt, als mancher Philosoph von Haus aus tragen würde.“ Klamer Schmidt verfaßte „den 14. September 1777 an Gleim den jüngeren, damals in Berlin“ einen „praktischen Brief“ (1782) in zweifüßigen Jamben, wie aus dessen Inhalt hervorgeht, zu Gleims in der „Königsstadt“ begangenen Hochzeitsfeier. Den Schluß bildet ein Gruß von Buko (d. i. Bischof Burchart) von Halberstadt: „Auch Bukos Geist Der Stadtprophet, Der unsre guten Stadtkindelein Aus großen Tuten Voll Mandeln speist, Hat schon nach euch sich krank gefragt Und obenein Frau Tugendreich Was wahrgesagt! Er hat versprochen: Frau Rätthin mein! Wills Gott! hört Ihr Nach vierzig Wochen, Vor eurer Thür Was Fremdes pochen, So denkt an mich; Der pocht, bin ich! Will was bescheeren Fürs traute Kind! Wollt Ihr nicht hören? Macht auf geschwind!“ — Wie manche anakreontische Gedichte den späteren Kuplees [435] vorgearbeitet haben (eine Anzahl Weissescher ist dahin zu rechnen), so kann man in diesen Schmidtschen Hochzeitsversen eine Vorfühlung der heute in Berlin so gangbaren und bei ihren groben Trivialitäten oft so anstößigen Hochzeitszeitungsreimereien erkennen.

Schmidt schreibt in einer Note 1782:

„Das Publikum kennt ihn nur aus einem kleinen Gedicht in der Iris; gewiß aber würd' es ihn zu seinen

---

<sup>107</sup> Bd. I, Nr. 45.

bessern Dichtern zählen, wenn seine Gedichte, die jetzt nur, in der Handschrift, unter Freunden herumgeh'n, durch den Druck bekannter würden.“ Von einer derartigen Herausgabe ist keine Kunde vorhanden. Auch in der Gleimbibliothek findet sich meines Wissens eine solche Handschriftsammlung nicht. Das kleine von Schmidt hier erwähnte Gedicht steht allerdings in der „Iris“ Band V (Berlin bei Haude & Spener) 1776, Seite 74:

„An Jacobi, welcher zwei Tauben zum Geschenk bekommen. Am Neujahrstage 1776. Freundlich, wie dein Täubchen, wenn es lacht, — Gebe dir das Glück — Jeden Tag und jede Nacht — Einen holden, süßen Blick! — Freundlich, wie dein Täubchen, wenn es küßt, — Gebe dir das Glück, — Was der Lohn der Edlen ist, — In des schönsten Mädchens Blick. Gleim der jüngere.“

Gleim der jüngere starb zu Halberstadt am 11. April 1804. In der „Iris“ (späteren Datums) für 1805 finden wir, mit „M“ (wahrscheinlich Friederike Brun geb. Münter) unterzeichnet, ein „Totenopfer für den Frühlingsänger J. W. L. Gleim den jüngeren.“ In der Anmerkung dort Seite 257 heißt es: „Von den 4 Jahreszeiten, die er singen wollte, vollendete er nur den Frühling, der bey mancher Nachlässigkeit des Styls, manches eigentümliche Gemälde hat, und keineswegs Copie von Thomson oder Kleist ist. — Er war aus der Schule des unvergeßlichen Oheims, und verachtete, wie dieser, mit kleinlicher Aengstlichkeit die Feile zu führen.“ Der von Schmidt mitgeteilte Frühlingsang lautet:

1. Willkommen, Frühling, sei auch mir — Des ganzen Jahres schönste Zier! — An deinem Hunderttausendschön — Hab ich sonst Wunder viel gesehen! —
2. Doch ach, die Seligkeit ist hin! — Ich schaue mit dem schönsten Sinn — Nicht mehr der Farbe Wunder-Wahl, — Nicht mehr den lichten Sonnenstrahl.
3. Es ist nicht mehr! Es ist nicht mehr — Das Auge, das so weit und hehr — Auf alles merkte, alles sah — Was durch des Frühlings Kraft geschah. —

Aber noch ein anderes Gedicht ist unter dem Namen des jüngeren Gleim überliefert. Die Quelle der Überlieferung ist Carl Loewe, Gesang-Lehre 1826 No. 59, Seite 51. Das Lied trägt die Überschrift „Naturgenuß“ und lautet:

Da kommt ja der liebliche Mai  
Mit Blüten und Knospen herbei!  
Schon singet die Lerche, —  
Schon klappern die Störche,  
Es mahnet des Kuckucks Geschrei:  
[436] Genießet den lieblichen Mai,  
Die Blüthenzeit eilet vorbei.

Hoch woget und wallet das Feld,  
Von goldenen Saaten erhellet.  
Den Segen erblickend —  
Singt laut und entzückend  
Voll Hoffnung die fröhliche Welt:

Genießet das wogende Feld,  
Bald werden die Mandeln gestellt.

So raubet, was heut uns erfreut,  
Schon morgen die flüchtige Zeit.  
Genossen! genossen! —  
Wenn Freuden uns sprossen,  
Damit uns der Aufschub nicht reut,  
Genießet die Fluren noch heut  
Und bindet die Flügel der Zeit.

Der Dichter ist allerdings bei Loewe nicht angegeben. Mit anderer Melodie findet sich dies Lied außerdem aber in Finks Musikalischem Hausschatz 1843, No. 238, wo ausdrücklich W. Gleim d. J. als Dichter genannt wird. Der Text weicht hier in einigen Worten von dem Loeweschen ab, enthält auch eine Strophe mehr. Danach sind beide Lesarten auf eine frühere Quelle zurückzuführen.

Die Loewesche Fassung ist wiederabgedruckt in meiner Loewe-Gesamtausgabe bei Breitkopf & Härtel, Band 16 (1903), Seite 95.

Über Jähns oder Dichtungsversuche von ihm ist nichts bekannt geworden.

Christoph Friedr. Sangerhausen ist geboren den 17. Mai 1740 zu Groß-Korbetha, gestorben den 28. Dezember 1802 als Rektor und Prediger zu Aschersleben. Von ihm rühren „Briefe in Versen“ her, Halberstadt 1771—72, „Gesammelte Gedichte“ 1782 und „Gedichte“ 1803. Schon 1769 hatte er von Merseburg den ersten, das Jahr darauf von Weißenfels den zweiten Brief in Versen an Gleim verfaßt, die man beide nur als Hudelei bezeichnen kann; in „wimmelndem Gedränge“ lauscht das Vaterland auf ihn, — „wenn dein Gesang jetzt in die hohen Gänge des Donners irrt, jetzt wie Zephyr rauscht, — das Thal von deinen Liedern bebet — der Wald sich naht, der Fluß verzieht — —.“ Also Gleim ein moderner Orpheus oder Horant!! — Noch 1770 ließ Sangerhausen mit Klamer Schmidt „Zwey kleine Lieder, der Demoiselle Gleim gewidmet“ erscheinen. Gemeint ist Gleims Nichte, die „Gleiminde“ in den Dichtungen der Gleimfreunde. Sangerhausen tritt mit seinem Gedicht „Amor ein Priester“, das auch in der Metrik engste Anhängerschaft an die Gleimsche Anakreontik verrät, voran. Matt tändelnd in Erfindung wie Empfindung, wirkt es inhaltlich widerwärtig. „Ich sah, ihr Mädchen, hört es! — Ich sah den Gott der Liebe, — Ich sah ihn am Altare; — Da stand der kleine Priester — Und schielt auf seinen Mantel, — Der seinen Köcher deckte. — Und wenn er nun so schielte, — Dann rauschten seine Pfeile. — Geschwind sah er zurücke — Zurück ins große Meßbuch, — Und spielte an dem Ringe — Der tugendhaften Daphne, — Und spielt ihn an den Finger — Des tugendhaften Damis — Und lächelte so schalkhaft“ .... Später hat er in kleinsten Formen, wie Sinngedichten, besseres gearbeitet In seinen Frühlingsgesängen weiß er sich zu einem Stimmungsgehalt emporzuschwingen, wie ihn F. W. A. Schmidt bald darauf zu einer gewissen Höhe zu bringen vermochte.

Von Joh. Lor. Benzler, dem „Lebbäus“ des Anakreontenbundes, geboren 1747 zu Lemgo, gestorben 1783 als Bibliothekar zu Wernigerode, besitzen wir Fabeln für Kinder; sodann eine Übersetzung aus dem Französischen: „Die Vorzüge des alten Adels. Lemgo 1772. Zugeeignet dem Domherrn Ludewig Friedrich Wilhelm von Schlabrendorf in Halberstadt auf dessen Befehl

[437] diese Schrift übersetzt ist“ An eigentlichen Anakreonten ist von Benzler nichts bekannt Zum vertrautesten Gleim-Kreise gehörte auch der Verfasser der „Versuche in kleinen Gedichten, Halberstadt 1772.“ In einem alten Exemplar, jetzt der Königlichen Bibliothek zu Berlin gehörig, findet sich, von Meusebachs Hand eingetragen, die Bemerkung, daß sie von Ludwig August Unzer herrühren. Sein „Nächtliches Gesicht bei Iris Tode“ und seine „Erotischen Klagen“ erweisen die Gleimsche Jüngerschaft aufs deutlichste. Geboren zu Wernigerode am 22. November 1748, starb er bereits am 25. Januar 1775 als Rechtskandidat Von ihm stammen hauptsächlich außer jenen „Versuchen“ die „Naivetäten und Einfälle“ 1773, und „Neue Naivetäten und Einfälle“ 1773. Letztere Titel bildeten bald die Stichworte für eine wahre Flut von Flugschriften ähnlichen anakreontischen Getändels, — denen schon „Natürlichkeiten“, „Gesundheiten“, „Launen“ vorangegangen waren. Auch Blumen, speziell Veilchen, bestimmt am Busen des Mädchens zu sterben, erschienen damals typisch. So singt Unzer („Naivetäten und Einfälle“ Seite 12): „Als Fanny Blumen pflückte. Zu welchem Glück seyd ihr erkohren, — Ihr Blümchen, dieser Fluren Zier! — Wie neidenswürdig scheint ihr mir! — Auf Florens Busen sterbet ihr...“ Unzer erfreute sich im Halberstädter Kreise zärtlicher Liebe. Gleim widmete ihm nebst Basedow handschriftlich seine Dichtung „An die Muse“ 1771: „Dem Herrn Unzer von dem Verfasser“; und auf einem Exemplar der „Cantate am Char-Freytage von dem Canonicus Jacobi“, Halberstadt 1772, findet sich die handschriftliche Widmung: „Meinem sehr lieben Unzer, wenn er's haben will“ Mit: „Seinem geliebten Unzer dem Übersetzer“ erfreut ihn Benzler, und mit „Seinem ewig geliebten Unzer“ Sangerhausen. Klamer Schmidt widmet ihm noch nach mehr als zwanzig Jahren in „Klammersruh“, Note 4, einen ehrenden Nachruf. „Nur von wenigen gekannt und geschätzt (Diez, Benzler, Göcking waren darunter), noch voll von den lebhaftesten Entwürfen für Philosophie und Dichtkunst, die nun leider alle unerfüllt bleiben mußten, ward (sic!) im Jahre 1774 zu Ilsenburg ein Opfer der Auszehrung.“

Ich habe in den vorstehenden Abschnitten mehrfach erster Drucke, u. a. mit handschriftlichen Bemerkungen, gedacht. Sie befinden sich in mehreren Sammelbänden der Berliner Königlichen Bibliothek und enthalten außer den oben erwähnten Schriftchen von Benzler, Sangerhausen und Michaelis noch manchen interessanten Beitrag zur deutschen Anakreontik, von denen einzelne in der bisherigen Literaturdarstellung nicht benutzt zu sein scheinen.

Zunächst sei No. „8456“ mit 15 Stücken erwähnt Eine frühere Numerierung läßt erkennen, daß mehrere Teile nicht mehr vorhanden sind. No. 1 von Michaelis, 2. von [Klamer] Schmidt sind schon angeführt. 3. Zween Briefe von Jacobi und Michaelis. Pastor Amors Absolution betreffend. Halberstadt Groß 1771 (in Michaelis Werken, 2, 236 ff.) 4. Zwey kleine Lieder der Demoiselle Gleim. 5. An Hymen. Bey der Verbindung des Herrn Hesse mit der Jungfer Schmidt Darunter handschriftlich: „von Schmidt Halberstadt, den 16. November 1769.“ Vermutlich wie [438] das folgende (6) „Leander und Ismene“ von Klamer Schmidt herrührend; denn auch hier findet sich der handschriftliche Vermerk „von Schmidt“. Es scheint ebenfalls ein Hochzeitscarmen zu sein und ist „gesungen dem Herrn Kriegs-Sekretär Borries und Demoiselle Hieronymi. Minden, 3. May 1771“. Letztere Angabe könnte auf den Ort der Hochzeit bezogen werden. Das Gedicht selbst wäre dann eines der schwächlichsten Schmidts, nach der Weise Guarinis geleiert. „Leander und Ismene, — Ein Pärchen mehr, als schön! [sic!] - - - Sie seufzet nur Leander — Ismene seufzet Er, — Treu sind sie nun einander — Wie Ulm und Rebe her —.“

Von den folgenden Nummern ist außer einigen Erstdruckten Gleims (Noel; Der arme Arbeitsmann; An die Muse), Goeckings, Wielands (Gedanken über eine alte Aufschrift) noch 13. „Louisens Geburt eine Erzählung“ zu erwähnen. Am Schluß findet sich handschriftlich: „Reichard“. Es ist wohl auch keine Frage, daß diese „Kleinigkeit“ von Heinrich August Ottokar Reichard (geboren zu Gotha am 3. März

1751, gestorben den 17. Oktober 1828) herrührt Reichard nähert sich mit seinen „Launen und Einfaellen“, Gotha Ettinger 1773, deutlich Unzer.

Folgende Proben, hieraus entnommen, bezeichnen Talent und Geschmack des Dichters zur Genüge: „Du zörnst, wenn man dich häßlich nennt, — So zörnst du auch wohl — Wenn man vom Feuer sagt, es brennt —“ oder:

Zur Kirche sieht man dich mit schnellen Schritten eilen,  
Auf schönen Busens dort die Augen zu verweilen,  
Ich finde den Gebrauch recht wunderschön,  
So wirst du stets den Himmel offen sehn.

Ein anderer, gleichfalls der Königlichen Bibliothek zu Berlin gehörender Sammelband enthält neben Benzlers Fabeln für Kinder, Lemgo 1773: „Fabeln und Erzählungen in 4 Büchern von G. W. Burmann, Berlin 1773 bey Joh. Friedrich Vieweg.“

Gottlob Wilh. Burmann, (geboren zu Lauban 1737, gestorben dort 1805) schrieb u. a. „Auf den Tod eines Kanarienvogels“ 1764 und in der Dialektik der Launen und Tändeleien: „Kleine Lieder für kleine Mädchen“ 1772, „Kleine Lieder für kleine Jünglinge“ 1773 und „Kleine Lieder für kleine Mädchen und Jünglinge“ 1777. —

Wenn man diese Sammelbücher vor Augen hat, so wirft sich unwillkürlich die Frage auf, warum die deutschen Anacreontiker nicht einen eigenen Musenalmanach herausgaben? Indes reichte dazu wohl weder ihre Kraft noch die Lebensfähigkeit der von ihnen vertretenen Dichtungsgattung aus. Entweder schlossen sie sich daher mit einzelnen ihrer besseren Gedichte an bestehende Almanache, wie an den Göttinger, an, oder öffneten anderen lebenskräftigeren Richtungen von vom herein oder sehr bald ihre Seiten. So Jacobi mit seiner „Iris“, deren Begründung ursprünglich von Gleim bevormundet war, oder später G. W. Becker mit seinem „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“. Denn auch Becker war, wie seine „Gedichte an Elisen“ (Leipzig bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1775) zeigen, ursprünglich von der Weise Gleims ausgegangen. Der Name Elise war damals eine Art Stichwort in der anacreontischen Dichtung geworden. Ob Gleims jüngste Nichte (Körte, Seite 165) unfreiwillige Anregung dazu gegeben hat? Andere Mädchennamen mußten mit der Zeit dem Namen Elise weichen. So findet sich in Nachdrucken [439] oder späteren Ausgaben von Mozarts „Lied der Trennung“ statt Klamer Schmidts „Louisa“ der Name „Elise“.

Zu den stereotyp gewordenen poetischen Einzelbegriffen gehört innerhalb der Blumenwelt auch das „Veilchen“. Es spielt schon bei dem älteren Gleim und Elias Schlegel eine bescheidene Rolle. Schlegels „Veilchen, komm und stirb mit Lust — An der schönen Chloris Brust“ dürfte Goethe nicht unbekannt geblieben sein, der uns 1772 mit seinem „Veilchen“ in kleinster feinsten Form eine entzückende Ballade dargeboten hat Hier setzt auch Becker ein:

Hier im Grase, wo sie öfters schlief,  
Wachsen Veilchen, die für Trauren tief  
Sich verstecken, da sie sonst die Lust  
Von Elisen waren, und an ihrer Brust



Schon gewohnt den schönen Tod zu sterben,  
Itzt verlassen, ungesucht, verderben.

Im übrigen findet sich das Bestreben zu einer Art literarischer Zusammenfassung der anakreontischen Versuche nur bei Klamer Schmidt, z. B., wie schon gesagt, in „Klammers-Ruh“. Höchstens wäre noch der unbekannt Verfasser des nicht ungeschickt abgefaßten „Schreibens über ein Dessert Ein Pendant zu den Devisen für Deutschlands Gelehrte. Mit Anmerkungen von einem Dritten heraus gegeben“, o. O. 1773, zu erwähnen und der speziell sich Weisse anschließende Herausgeber der „Gedichte“, Leipzig, Crusius, 1777. Verschiedene Verfasser haben hierzu beigesteuert, jeder „mit einigen ihm eignen Buchstaben unterzeichnet“ [aber auch diese sind der gräzisierung Poetik entlehnt]. Manches darin erhebt sich bedeutsam über das Niveau der zünftigen Anakreontik. Das beste hat „A — st“ (Arist) geliefert, dem auch ein Körnchen kritischen Salzes zu Gebote steht, z. B. wenn er Unausrottbarkeit dem „Wind und Wasser“ prophezeit:

- A. Wenn Wind und Wasser einst der Erde mangeln sollten,  
Sprich, Freund, was wir da machen wollten?
- B. Getrost! dann lieferten, noch eh' wir darum bäten,  
Die Zeitungsschreiber Wind, und Wasser die Poeten.

Als Dichter, die noch außer den Genannten durch den Ort Halberstadt selbst mit Gleim in nähere oder fernere Berührung traten und wenigstens vorübergehend von seiner Dichtungsmanier beeinflusst waren, sind zu nennen: Goecking, Heinse (dem Gleim den vorzeitigen Abgang von Halberstadt nie verzeihen konnte), von Stamford, Tiedge. Die dichterische Haupttätigkeit derselben lenkte aber bald in andere Fahrwasser ein. Nur des Freiherrn Dieterich Ernst Spiegel von Pickelsheim sei mit wenigen Worten gedacht, dessen „Gedichte“ C. Freih. v. Reitzenstein 1793 in Wien herausgab. Er hütet sich vor dem Ton tändelnder Trivialität Auch er hat u. a. ein recht lesbares Poem „An Veilchen“ geschrieben, „welche durch Elmiren frühzeitig zu Flor gebracht worden und dann an ihrem Busen welkten“. Dieser edle Menschenfreund starb am 22. Mai 1785. Gleim widmete ihm „Blumen auf unsers Spiegels Grab“. Einen Erstdruck der „Blumen“ erwarb ich vor Jahren — noch dazu von Gleims Hand der Karschin gewidmet nebst einem eigens hierzu [440] gedichteten Poem, das bisher unveröffentlicht blieb.<sup>108</sup>

Der Karschin selbst ward schon gedacht Durch eine Analyse gerade ihrer „Gedichte“ ließe sich nachweisen, wie sehr Gleim zur bloßen „Nachäfferei“ und leeren — auch ungereimten — „Reimerei“ verführte; indes, es tut nicht gut, zu tief in die Schattenwelt dieser und anderer Dichterlinge jener Zeit

---

<sup>108</sup> Vergl. die Faksimiles Seite 398 und 439. Das Titelblatt trägt die Widmung, die Schlußseite folgendes Gedichtchen:

An die Frau Karschin.  
Um deine Stirn hat Er den Lorbeerkrantz geschlungen!  
Und, manchen Musenscherz  
Hast du, du Einzige! dem Einzigen gesungen,  
Hast, sein vortrefflich Herz,  
Zu singen, über uns dich hoch empor geschwungen!  
O, deine Lieder sind dereinst in allen Zungen  
Sein Denkmal, ewiger als Ertz!

— und seien es auch nur ihrer „Grabschriften“ — einzudringen.

Nicht einmal des Deutschen scheint Frau Anna Luise Karschin (gestorben 1791) recht mächtig gewesen zu sein. So singt sie z. B.: „Dorant will immer reicher sein — Allein er trinket gerne Wein, Und dieser macht, weil er nicht immer viel erwerben kann — Dorant zu einen (sic!) armen Mann!“ Auch „Auf einem (sic!) betrübten Jüngling“ hat sie gelegentlich gedichtet. Das verhältnismäßig beste sind ihre Hymnen und frommen Gesänge. Wie sie von sich selbst dachte, ergibt sich aus jenem „Einfall“, der durchaus nicht als Scherz zu nehmen ist (Auserlesene Gedichte 1764, Seite 356): „Als jemand sagte: Der Wein habe manchen Dichter auf den Parnaß geführt. „Nicht Bachus, nicht das Glück befand — Sich bei mir, da ich ging zum hohen Musensitze; — Die Freundschaft hielt mich bey der Hand, — Und führte lächelnd mich bis an des Berges Spitze.“ Den damals als besondere poetische Kleinform bevorzugten „Grabschriften“ hat auch sie sich zugewandt

Schon Opitz und Fleming haben uns bekannter gewordene „Grabschriften“ hinterlassen. Bei den Anakreontikern blühten sie neben den Sternseher-, Nachtwächter-, Gespenster-Scherzen, den Launen und Einfällen, und spielen eine besondere Rolle im eigentlichen und Nachbargebiet der Anakreontik. Wenn wir von Gleim selbst, Jacobi, Fulda, Heesler d. J. (1742—99), dem Schwaben Haug hier absehen, so treffen wir solche besonders auch bei G. H. A. Koch. Koch hat in schwunghafter Odenform gedichtet („Oden“, Braunschweig 1769), die enge Fühlung zu Gleim nehmen. Auch dürften wohl die „Lieder, Gotha 1760“ von ihm herrühren, ein Büchlein, das sich durch zierliche und originelle Titel- und Schlußvignetten auszeichnet Koch hat daneben, wie ähnlich Weisse, dem späteren Couplet vorgearbeitet

Auch Weppen ist hier zu nennen, sowie Plant mit seinen „Launenhaften, zärtlichen und moralischen Gedichten. Stettin bey Kaffke 1782“. Plant ist eigentlich zu den Anonymis zu zählen. Dahin gehört auch der Verfasser der „Ernsthaften und scherzhaften Gedichte, Berlin und Leipzig 1759“ und der „Vermischten Gedichte von der Frau K. Berlin“, am Schluß des Vorworts „1766. T...“, an Uz und Croneck (oder wie er schreibt „Corneck“) sich anschließend. Auch er hat neben Anakreonten „Grabschriften“ gedichtet. Fr. Just Riedel, Anhänger des Klotz, gab 1772 „Launen an meinen Satyr“ in Erfurt heraus.

Einer der bescheideneren unter Gleims Nachahmern ist Joachim Christian Blum (1739 bis 1790; „Sämtliche Gedichte“, Leipzig, bei Weygand. 1776.) Er ist speziell durch Ramlers Schule gegangen, was auch an manchem seiner Gedichte (z. B. gleich am ersten, „Auf den Hubertsburger Frieden, 1783“) zu erkennen ist Er weiß seine Leyer noch immerhin maßvoll zu rühren.

Der Vollständigkeit halber sei noch eine Reihe namhafterer Dichter angeführt, die, ohne in Halberstadt oder aus der Feme zu dem Gleimschen Kreise als solchem Beziehungen einzugehen, doch vorübergehend den Ton anakreontischer Tändelei mitanstimmen, wie Zachariä, Kretschmann, von Gerstenberg. Von letzterem sind hier besonders die „Prosaischen Gedichte“, Altona 1759, hervorzuheben.

Johann Christoph Krauseneck (1738—1799) hat in seinen Gedichten (1776—83) den Ton [441] des Anakreontischen nur gestreift Er gehört zu denen, deren Poesien wieder mehr an das wirkliche Leben anknüpfen. Loewe hat sein Lied „An die fleisige Chloe“ anmutig komponiert (Gesamt-Ausgabe, bei Breitkopf & Härtel, Band 16 Seite 175 ff. Überschrift: An die fleißige Spinnerin). Zu dieser Reihe von Dichtern, die nur teilweise noch von der Anakreontik berührt wurden und die ein gesunder Instinkt bald über die Manier eines Gleim hinauswachsen ließ, gehört ferner Johann George Scheffner (geboren 1736 zu Königsberg, gestorben 1820). Nicht nur auf französische Lyrik griff er zurück, wie seine zu einer gewissen Berühmtheit gelangten „Gedichte im Geschmack des Grecourt“ beweisen, sondern

auch auf den Italiener Guarini mit seinem ebenfalls erprobten Schäferspiel „Der treue Schäfer“, denen später neben anderen die „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe“ und die „Spätlinge“ folgten.

Nach anderer Seite hin sei daneben Karl Heinrich Heydenreich erwähnt (geboren 1764 zu Stolpen, Professor in Leipzig, gestorben in Burgwerben — nicht Burgweben, wie Goedeke angibt — bei Weißenfels, wo sein Grabmal noch heute gezeigt wird). Wie die Uranakreontiker von den Hallenser Ästhetikern beeinflusst, war sein Sinn für Formvollendung stärker ausgeprägt als bei jenen, und nur zum Teil verfiel er der sentimental Liebeständelei und dem Wohlgefallen an Gasterei und Zechfreuden nach der Weise der Halle-Halberstädter Dichter, wie sein „Brautnachtsang“, „Gastmahl“, „Trinklied für Jünglinge“ noch bekunden. Erwähnt sei besonders seine Ode „Wollust“ (in seinen „Gedichten“, Leipzig bey Baumgartner, o. J. u. o. O.) Hätte Gleims und seiner Jünger Scherzlyrik die schwarzen Schatten zu bannen vermocht, die Heydenreich in wehmutsschwerer Elegie uns zeichnet?

Von deinem Athem welken die Rosen hin,  
Die schönsten Rosen, die Gott pflanzte,  
Senken vom giftigen Hauch sich nieder.

Seht jenen Jüngling! Schön wie die Lilie  
War unter seinen blühenden Brüdern er;  
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,  
Und wie ein Engel die edle Seele.

Mit schwarzen Fädchen findet sich an dieser Stelle meines Exemplares eine blonde Haarlocke eingenäht; wohl von der Hand einer trauernden Jungfrau, der nun „aschgrau wie Todtenstaub“ „jene Lippen“ sich zeigten.

Vermochte Gleims und der Seinen Muse solchem Verderben zu steuern? Dem Jüngling die Weihe des Idealen zu geben? Eher war das Gegenteil der Fall. Denn noch ist einer anderen Gruppe von Dichtern zu gedenken, die nicht nur dichterische Geschmacksverderbnis verschuldet haben, sondern geradezu zur Unsittlichkeit erzogen. Man könnte sie die Zyniker der anakreontischen Dichtung nennen. Und wenn diese auch Vorläufer hatten in einem Rost, einem Lamprecht, so leiten sie doch ihren Stammbaum unmittelbar von Gleim her und gehören, wie sehr auch Gleim sich nachher gegen ihre Anhängerschaft verwahrte — trotz alledem und alledem zu den „Seinen“. Es sind die Dreyer und Genossen.

Johann Matthias Dreyer, geboren 1716 zu Hamburg, studierte in Leipzig, lebte in Hamburg als Zeitungsschreiber und Gelegenheitsdichter, starb dort 1769. Fade, formlos, geistlos spitzt sich sein sogenannter Witz auf äußerst seichte Pointen zu. Es ist nicht zu begreifen, daß dieser völlig untergeordnete Geist damals eines gewissen Ansehens genoß [442] und selbst in dem Streite zwischen Bodmer und Gottsched als Parteigänger des letzteren von einigem Einfluß sein konnte. Die zum Teil schamlosen Ausfälle in dem „Volleingeschanckten Tintenfaß!“ (1745) gegen Immanuel Pyra, die diesem edlen Manne den Todesstoß versetzten, rühren ganz zweifellos von ihm her.

Der Verleger der „Bremer Beiträge“, Saurmann, betraute ihn mit der Herausgabe der neuen Folge derselben (im vorangegangenen Jahrgang waren die drei ersten Gesänge von Klopstocks „Messias“ im

Urdruck erschienen): Band V und VI, in denen neben einigem Brauchbaren von Kleist und anderen, das sich dorthin verirrt, sich viel Dreyerscher Schmutz befindet Vollends berüchtigt wurde er durch seine „Schöne Spielwerke bey Wein, Punsch, Bischof, und Krambambuli“, Hamburg und Leipzig 1763. In dem der Königlichen Bibliothek zu Dresden gehörigen und von ihr mir zur Benutzung verstatteten Exemplar findet sich die handschriftliche Bemerkung, daß das Büchlein von Joh. Matth. Dreyer verfaßt sei, und dazu die zeitgenössische handschriftliche Notiz: „Diese Sammlung meist obscöner Gesundheiten ist sehr selten geworden, weil sie gleich nach ihrer Erscheinung confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem sogenannten ehrlosen Blocke in Hamburg verbrannt wurde, nachdem alle dasige Prediger von der Kanzel wider die darin enthaltene Ruchlosigkeit geeifert hatten.“ Ein zweites Exemplar dieses Schund- und Schandbüchleins habe ich vor 27 Jahren auf der Berliner Königlichen Bibliothek eingesehen; in ihm hatte der Literarhistoriker Dr. F. W. Ebeling vermerkt: „Sehr seltenes und berüchtigtes Buch, auf des sel. Melchior Göze's Getreibe durch den Nachrichten in Hamburg öffentlich verbrannt Es existiren im Ganzen nur 25 Exemplare, welche der öffentlichen Verbrennung entgingen.“ Auch dies letzterwähnte Exemplar scheint nunmehr verschwunden zu sein, da es trotz all meiner Bemühungen nicht mehr als vorhanden nachgewiesen werden konnte. Wie kindlich plump und poetisch roh nehmen sich nicht die immerhin noch zu den besseren Proben gehörigen Reimereien aus, wie: „Dir folg in deinem ganzen Leben — So viele wahre Fröligkeit (sic!) — Als dir die Hochzeitnacht gegeben — Als uns dein Nachtag (sic!) itzt erfreut . . .“ Wenn Hugo Hayn in seiner „Bibliotheca Germanorum erotica“ diese Schmierereien „ziemlich harmlose anakreontische Poesien“ nennt so hat er dabei vielleicht Sprüche wie diesen im Sinn:

Trinkt hier, soviel ihr könnt, thut, was das Fleisch euch heißt,  
Dort habt ihr keinen Durst, dort seid ihr lauter Geist!

— oder solche, in denen Dreyer von anakreontischen Trink- zu „Freß“-Liedem übergeht:

Wer Scherz und Liebe haßt, wen Wein und Kuß nicht bessern,  
Der esse nicht mit uns, nein mit den Menschenfressern!

— oder:

Das, Freund, was ich dir wünsch' und selber gerne hätte,  
Den Tisch der Heiligen, der Sünderinnen Bette.

[443] Mitteilung weiterer Auszüge verbietet der Wohlanstand. Aber auch die Geschmack- und Formlosigkeit in diesen „Natürlichkeiten“ ist ohne Grenzen. Viele Gedichtchen sind z. B. in der Satzbildung lediglich Relativ- oder Bedingungssätze geblieben, — so:

Was Nachmittags und Nachts, auf Faul- und rechten Betten  
Die Mutter gerne hat, die Tochter gerne hätte!

Und das wird als ein Gedicht für sich geboten!

Möglich, daß den Gedichten Dreyerscher Gesinnungsgenossen, wie dem „Lustigen Abendzeitvertreib eines Offiziers beym schönen Geschlecht, Wein, Punsch und Bischof“ (o. O. 1771), ein ähnliches Schicksal bereitet ward. Die deutsche Literatur hat keinen Schaden dadurch erlitten.

Nicht erst mit den „Schönen Spielwerken“ scheint Dreyer für diese leichtfertige Dichtweise tonangebend geworden zu sein; schon mit früheren Versuchen, namentlich im V. Bande der Bremer Beiträge hat er auf andere eingewirkt. Dahin rechnen wir den Verfasser der „Kleinen Lieder; Berlin und Magdeburg 1756“. Nach einer handschriftlichen Bemerkung Meusebachs in dem Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Berlin ist es Johann August von Beyer. Beyer singt Seite 29:

Die junge reizende Lisette

Sang (sic!) jüngst in Ohnmacht hin, vor ihrer Toilette.

Auch „Lieder und Scherzgedichte, Altona und Leipzig 1757“, nach Meusebachs Notiz von Joh. Dietr. Leyding, sind hier zu nennen. Leyding eifert u. a. reimend gegen die Reime und „die kleinen Verse männer“:

Die Reimer, die nur sich verstehen —

Die wollen sich im Staube blähen!

Wenden wir uns von diesen Afterpoeten ab, um noch kurz bei denen zu verharren, die, obwohl ursprünglich auf eben dem Wege wandelnd, doch später in ganz andere Bahnen einlenkten.

Zuerst sei Christian Felix Weisse genannt. Seine „Scherzhaften Lieder“ sind um vieles poetischer als die von Gleim. Wir können J. Minor nicht zustimmen, wenn er des letzteren Grenadier-Lieder den „Amazonen-Liedern“ Weisses so entschieden vorzieht. Gleim ist auch dort „weitschweifig und behaglich“, um mit Goethe zu sprechen. Und mag auch den Amazonenliedern mehr der Vorwurf des Fingierten zur Last fallen, sie sind doch gefälliger, fließender und sogar volkstümlicher geschrieben, als die Gleimschen, — einige Ausnahmen abgerechnet.<sup>109</sup>

Weisse wies uns an Lessing; doch sei vorher Klopstocks gedacht. Den Höhepunkt anakreontischer Empfindungen dürfte für ihn sein Besuch bei Gleim im Sommer 1750 bezeichnen; von dem Leben der anakreontischen Freunde — und Klopstocks unter ihnen — in Halberstadt erzählt Körte recht anmutig. Klopstocks Ode an Gleim gehört ebenfalls der früheren Zeit an. Er trat dann größeren Dichtern und wirksameren Dichterkreisen, wie den Göttingern, entschieden näher. Die Anakreontiker wirkten kaum vorübergehend auf ihn.

Über Lessings Leistungen und Charakter aus dieser Zeit berichtet unter Bezugnahme auf seine Berührung mit den Anakreontikern vielleicht am besten Danzel. Sei im Anschluß daran bemerkt, daß man auch in Lessings „Kleinigkeiten“ schon „den Philosophen findet“ und zwar „ehe man es vermutet“. An die Stelle des tändelnden Weinliedes der Anakreontiker läßt er „das echte deutsche

---

<sup>109</sup> Weisse äußert späterhin an Herder über diese Zeit: „ei! ei! fuimus Troes!“

Trinklied treten“. Und wenn etwa Gleims „Persifflage der Gelehrsamkeit“ „einen mehr frivolen Charakter trägt“, so geht eine derartige Persifflage bei Lessing „aus dem gesunden Humor eines jungen Mannes, der selbst um Gelehrsamkeit bemüht ist“, hervor.

Wie weit endlich Goethes allseitig angelegter Geist auch aus der Anakreontik Nutzen zu ziehen wußte, stellen ganz vortrefflich J. Minor und A. Sauer dar.<sup>110</sup> Sie weisen nach, wie sehr Goethe sich in seiner „frühesten Lyrik“ anlehnt nicht gerade an Gleim, aber im einzelnen wohl an Jacobi, auch an Michaelis, hie und da vielleicht an Weisse oder an Lessing. Interessant ist in dieser Darlegung u. a. der Nachweis der bei den Anakreontikern „typisch“ gewordenen Ausdrücke und Stichwörter, deren Gebrauch natürlich der junge Goethe tapfer fortsetzt, bis er „endlich in einer Parodie mit dieser Richtung ganz schließt.“ - -

[444] Wo aber blieb die ganze deutsche Anakreontik? Ihr Leben und ihr Dichten, so sahen wir bei Gleim, so konnten wir bei den andern erkennen, fiel auseinander. Sie sangen, — und es war nicht durchlebt, was sie sangen. Und doch darf die Rückwirkung von „Leben“ auf „Dichtung“ und umgekehrt bei ernster Erfassung beider nicht außer Acht gelassen werden, denn der tiefere und echte Dichter hat nie ohne innere Lebenserfahrung wahrhaft gedichtet — wie Goethe. Darum: auch Gleim und die Seinen blieben nicht ohne Einwirkung auf das Leben! Was er und seine Freunde nur schüchtern, mit horazischer Mäßigung, andeutungsweise zu singen wagten, Wohlleben und sinnlichen Genuß: das übersetzten andere, wie Klotz in Halle, „mit unerhörter Frechheit, in die grobe Prosa eines völlig ungebundenen, liederlichen Lebens“.<sup>111</sup> Und verrieten nicht schon die späteren Nachbildungen der Gleimschen Muse deren zuweilen so überaus gefährlichen und verderblichen Einfluß? Gleim war zu kurzichtig, zu einseitig, zu schwach, um solches vorauszusehen, oder auch nur nachträglich einzusehen. Er half jüngeren Dichtern durch äußere Unterstützungen; er verdarb aber auch manchen durch die geistige Kost, die er ihnen verlieh. Viele hat er auf den Weg der Mittelmäßigkeit geführt, und manchen angeleitet, ein edleres Pfund verkümmern zu lassen.<sup>112</sup>

Wieland endlich war es, der wie Robert Prutz treffend bemerkt,<sup>113</sup> die Arbeit der Anakreontiker „im weitesten Umfang, in der zweiten und allein denkwürdigen Epoche seiner schriftstellerischen Tätigkeit aufgenommen und mit den reichen Mitteln seines leichten und glücklichen Talentes wenigstens zum theoretischen Abschluß gebracht“ hat.

Nachmals aber kam der Stärkere, er, der durch Herders allseitig strebenden Geist und seine klassische Bildungshöhe angeregt, von innen und nach außen den entschiedenen Bruch mit dem Schwächlichen und Veralteten vornahm, der die Zeit einer neuen schönen und unvergänglichen Lyrik, wie überhaupt eine neue Blütezeit der gesamten deutschen Dichtung herbeiführte, der uns endlich auf die Höhe des Parnasses geleitete: Goethe.

---

<sup>110</sup> „Studien zur Goethe-Philologie.“ Wien, K. Konegen. 1880. Erster Abschnitt: „Goethes älteste Lyrik“.

<sup>111</sup> Vergl. Rob. Prutz, „Menschen und Bücher“, VII, Seite 334.

<sup>112</sup> Nach einem Ausspruch Goethes. Vergl. auch J. Hillebrand, a. a. O. Seite 61.

<sup>113</sup> Prutz, Seite 332.